

Neues Anzeiger

Curlius übt Stimmenthaltung.

Die Schlüsselrolle des Völkervertrages.

Genf, 24. Mai.

Die Schlüsselrolle des Völkervertrages begann mit der Erörterung des Berichtes über die Öffnung der Rüstungen. Der Bericht berücksichtigt im wesentlichen die bekannten Vorschläge der englischen Regierung und besagt, daß die an der Abrüstungskonferenz teilnehmenden Staaten eingeladen werden, Mitteilungen über ihren Rüstungsstand an Hand des englischen Vorschlags dem Generalsekretariat des Völkervertrages zur Weiterleitung an die Abrüstungskonferenz vorzulegen.

Die deutsche Delegation war entsprechend ihrer grundsätzlichen Einstellung in der Abrüstungsfrage nicht in der Lage, diesem Bericht zuzustimmen.

Der deutsche Außenminister Dr. Curtius begründete seine Stimmenthaltung mit folgenden Ausführungen:

„Ich habe schon kürzlich dargelegt, daß es die Pflicht der deutschen Regierung war, durch die Aufstellung eines alle wesentlichen Rüstungsfaktoren umfassenden Fragebogens der Konferenz ein vollständiges und übersichtliches Bild der gesamten auf der Welt vorhandenen Rüstungen zu verschaffen. Ich habe auch darauf hingewiesen, daß ein solches vollständiges Material über die vorhandenen Rüstungen für die Konferenz nach meiner Ansicht unbedingt notwendig ist, soweit, ob sie sich an die Staaten des Konventionensentwurfs halten will oder nicht.“

Ich kann es nur als das schärfste Bedauern, daß der uns vorliegende Berichtentwurf in Ansehung an einen fast unmissbaren Vorenwurf es unterläßt, dafür Sorge zu tragen, daß der Konferenz bei ihrem Zusammentritt das für ihre geschäftlichen Arbeiten erforderliche Material vollständig zur Verfügung steht. Ich fürchte, daß in den Augen der öffentlichen Meinung der Konferenz damit ein höchster Mißstand erwiesen ist.

Überhaupt wird ich fragen, welche Gründe denn die Staaten veranlassen, von den Personalbeständen, die ihnen bei einem Kriegsausbruch zur Verfügung stehen, nur einen kleinen Bruchteil und von dem vorhandenen Landkriegsmaterial überhaupt keine Ziffern, nicht einmal die Zahl ihrer schweren Geschütze und ihrer Tanks bekannt zu geben, wie sie sich an der Verhandlungstisch legen, um im gegenseitigen Einvernehmen über die Herabsetzung ihrer Rüstungen zu beschließen.

Nachdem die wirklich schon bestehenden Vorschläge des britischen Vertreters in den Bericht nicht reiflos aufgenommen sind, ist es mir als deutschen Vertreter nicht möglich, einen Bericht anzunehmen, der wesentliche Rüstungselemente beiseite läßt und so wenig dem Grundgedanken des Artikels 8 der Satzung entspricht, wo es heißt, daß die Staaten sich „in offener und vollständiger Weise“ ihre Rüstungszustände anzugeben haben. Auf der anderen Seite will ich jedoch nicht zugeben, daß die Ablehnung des Berichtes das Zustandekommen der erforderlichen Einmütigkeit zu verhindern und damit eine, wenn auch unzureichende Maßnahme zur Durchführung der Entschleunigung des Rates vom 24. Januar d. J. unmöglich zu machen. Ich halte mich daher der Stimmenthaltung.

Die deutschen Widerheiten in Polen.

Nach Erlebigung der Abrüstungsfragen im Völkervertragsrat übergab Dr. Curtius den Vorsitz an Henderion und gab eine Erklärung zur Behandlung des polnischen Berichtes über die Durchführung der vom Rat beschlossenen

Maßnahmen zur Erleichterung der Lage der deutschen Widerheiten in Polen ab. Er erklärte u. a.: Der polnische Bericht ist nicht, wie Polen aufgetragen worden sei, eine entsprechende Zeit vor Zusammentritt der Konferenz eingereicht worden, er habe den Bericht erst am Dienstag dieser Woche erhalten. Curtius erklärte dann weiter: „Ich bin deshalb nicht in der Lage gewesen, den Bericht so eingehend zu prüfen, wie es meiner Verantwortlichkeit entsprach.“

Ein abschließendes Ergebnis auf Grund dieses Berichtes der polnischen Regierung ist meines Dafürhaltens noch nicht möglich. Eine Überprüfing über den Bericht ergibt, daß noch eine ganze Reihe von Zweifelsfragen des sorgfältigsten Studiums und der Einsicht in das Material bedürfen. Insbesondere glaube ich, heute schon feststellen zu können, daß das Ziel, das durch den Ratsbeschluss vom 24. Januar erreicht werden sollte, nicht erreicht und daß die Wiederherstellung des Vertrauens der oberösterreichischen Bevölkerung, insbesondere der Widerheit noch nicht herbeigeführt worden ist.

Ich glaube daher, heute noch nicht zu einem abschließenden Ergebnis kommen zu können, und bitte deshalb, die Beratung der Angelegenheit auf die Ratstagung im September zu verlagern.

Nach den Erklärungen von Dr. Curtius fand eine bewegte Aussprache statt. Der Vertreter Polens, Sotal, der an Stelle des gleichfalls im Saale anwesenden Außenministers Salski Polen im Rate vertreten erklärte, daß er den deutschen Vertragsantrag kategorisch ablehnte. Die polnische Regierung habe loyal und gewissenhaft die ihr auferlegten Verpflichtungen des Völkervertrages erfüllt. Der Bericht des japanischen Berichterstatters stelle ausdrücklich fest, daß eine wesentliche Entspannung und ein entscheidender Fortschritt in der Lage in Oberösterreich eingetreten sei.

Der Vertreter Frankreichs, Staatssekretär Boncel, lehnte sodann den deutschen Vertragsantrag ausdrücklich ab. Der Hinweis von Dr. Curtius auf das verspätete Eintreffen des Berichtes der polnischen Regierung sei nicht haltbar. Dem Antrag auf Abschluß der Aussprache schloß sich der südafrikanische Außenminister Marintowitsch an.

Dr. Curtius

erklärte darauf, er könne die Auffassung der französischen Regierung in keiner Weise teilen, daß eine vierstägige Frist zur Prüfung des polnischen Berichtes genüge. Es handele sich in dieser Frage um eine Angelegenheit, die weit über den Rahmen der normalen Ratsberichter hinausgehe. Der Rat habe der polnischen Regierung drei verschiedene Maßnahmen auferlegt: 1. Strafmaßnahmen, 2. Entschleunigungsverfahren, 3. Stellungnahme zu den Normirungen über die indirekte Verantwortlichkeit der polnischen Regierung für die Vorfälle in Oberösterreich. Er sei nicht in der Lage, sämtliche Einzelheiten zu prüfen, an denen nicht vorbeigegangen werden könne. Die deutsche Widerheit in Oberösterreich sei in dem gesamten Bericht nicht berührt und habe keinerlei Anspruch auf Aufstellung des Berichtes. Es sei die Frage, ob die deutsche Widerheit bereits über den Bericht der polnischen Regierung in Kenntnis gesetzt sei. Dr. Curtius erklärte, er könne im gegenwärtigen Augenblick kein abschließendes Urteil darüber abgeben, ob tatsächlich, wie die polnische Regierung behauptet, die vom Völkervertragsrat an Polen gestellten Forderungen vollständig durchgeführt worden seien.

Schwere polnische Angriffe.

Es kam dann zu schweren Angriffen des Polen Sotal

gegen Dr. Curtius. Sotal erklärte, Dr. Curtius scheine den Bericht der polnischen Regierung in allen Einzelheiten zu kennen; der Vertragsantrag sei daher völlig unangebracht. Er protestierte aufs heftigste gegen eine Bekanntgabe des Berichtes der polnischen Regierung an die Widerheit in Oberösterreich. Der Bericht sei nur für den Rat bestimmt. Die Zweifel von Dr. Curtius an einer in Oberösterreich bereits erfolgten Berichtigung seien durch die Feststellungen des Berichtes des japanischen Berichterstatters gestirkt.

Er müsse dringend vor einer Berichtigung warnen, da dadurch gefährliche Folgen eintreten würden. Die polnische Regierung lehne im Falle einer Berichtigung ausdrücklich die Verantwortung für neue Unruhen in Oberösterreich ab.

Dr. Curtius antwortete sofort, er habe erwartet, daß die polnische Regierung für den deutschen Vertragsantrag im Hinblick auf den außerordentlich verspäteten Eingang des polnischen Berichtes Verständnis haben würde. Die deutsche Regierung werde selbstverständlich während der Zwischenzeit keinerlei Berichtigung der Lage zulassen.

Der Völkervertragsrat nahm den deutschen Antrag auf Verlegung der Prüfung des polnischen Oberösterreich-Berichts auf September einstimmig an.

Die Vertreter der französischen und der polnischen Regierung erklärten, sie fänden sich gezwungen, ihre Opposition gegen den deutschen Vertragsantrag zurückzuführen, da Henderion in seiner Eigenschaft als Ratspräsident die einstimmige Annahme des deutschen Antrages gewünscht habe.

Henderion gegen Polen.

Henderion erklärte, er empfinde weitestgehende Sympathie für den deutschen Standpunkt. Die polnische Regierung sei durchaus zu loben, daß sie diesen Bericht so spät eingereicht habe, und könne nicht erwarten, daß der Rat in einer so schwierigen Angelegenheit in kürzester Frist einen Beschluss fassa. Dr. Curtius sei durch die Leitung der Ratstagung sowie durch die Verhandlungen im Europa-Ausschuß so überlastet gewesen, daß er unmöglich die notwendige Zeit habe finden können, den polnischen Bericht zu prüfen. Er selbst habe erulle Zweifel, ob der Völkervertragsrat in einer so wichtigen Angelegenheit jetzt bereits eine endgültige Entscheidung treffen dürfe. Er lehne jedoch auf das nachdrücklichste auch die Erklärung der polnischen Regierung ab, daß sie jetzt bereits die Verantwortung für die Folgen eines Vertragsabschlusses ablehne. Die polnische Regierung dürfe sich unter keinen Umständen der Verantwortung entziehen. Die Verlegung der Oberösterreich-Frage auf den September erscheine daher unbedingt notwendig.

Henderion erklärte sodann als Präsident des Rates, er nehme an, daß sein Vertragsantrag auf keinerlei Widerstand stoße und ging sodann zum nächsten Punkt der Tagesordnung über.

Diese unerwartete Wendung rief im Saale größte Ueberraschung hervor.

Die Annahme des deutschen Vertragsantrages durch den Rat führte sodann zu einem polnischen Gegenzug. Der polnische Vertreter beantragte unverzüglich Verlegung der Frage der Zulassung zu den deutschen Widerheitskategorien in Oberösterreich mit der gleichen Begründung, wie sie Dr. Curtius vorgebracht hatte. Er habe keine genügende Zeit gehabt, das für die deutsche Widerheit ausgefallene kürzliche Gutachten des Saager Gerichtshofes zu prüfen.

Der Verlauf der Verhandlungen des Völkervertragsrats in der oberösterreichischen Frage und die unerwartete einstimmige

Stürme des Herzens.

Roman von Hans v. Sereckhausen.

Copyright by Greiner & Comp., Berlin NW.6.

(Nachdruck verboten.)

40. Fortsetzung.

Seine eigene Leertüte hatte sie angeworfen. So las sie lieber gar nicht und dümmerte so hin, wie ihr ganzer Mensch einer schweren Waise erliegen war — bis ihr unzeitiges Wesen eines Tages wieder in alter Pracht erstand, angezogen, wie durch seine Rauberhand! Welche Pracht war es aber gewesen, die so plötzlich in ihr Leben trat und nun langsam eine starke Hülle nach der anderen von ihr löste. . . . Nur die Freiheit allein, die sie so heiß ersehnt hatte? Nein, sie gestand sich ehrlich, die Freiheit selbst war es nicht unbedingt, ein großer reiner Einfluß fand über ihr und gab ihr Kraft und Mut.

Nur dieses schreckliche Einfließen wollte nicht nachlassen. Denn und wann ein Schwag mit den Nachbarn genüge nicht. So den ganzen Tag den Mund nicht aufzutun, war nichts für ihre lebhaftige Natur. Niemand zu haben, den man fragen konnte. . . . Bis zu Gregor Emmeler nach Niant war ein gutes Bild. Nur einmal in der Woche besuchte sie den alten Treuen und dann kam sie allmählich wieder heim.

Eines Abends klopfte es an ihre Tür, und als sie selbst ging, um nachzugehen, fand sie einen Herrn draußen stehen. Er mochte Mitte der Vierziger sein, und sagte ihr, er suche Quartier. Man habe ihn hierher gewiesen, ob sie ihm für acht oder vierzehn Tage in Pension nehmen möge.

Ein Fremder? Schwere durchsuchte sie. Dies war der erste der ihr einen Bescheid brachte. Sie einigten sich bald. Ihre Bedingungen wurden ihm gefallen. Er nahm ein gutes Zimmer im oberen Stock und schien ein ansehnlicher Mensch zu sein.

Herr Seebald gab an, aus Berlin zu sein, er sei nervös und brauche Ruhe und habe die stille Jahreszeit

gewählt, um sich hier in der unergieblichen Natur zu erholen.

„Herrgott ging ein jeder Hüll seines Weges, dann ergab es sich von selbst, daß sie die Maßzeiten miteinander teilten, wobei manches besprochen wurde. Herr Seebald machte einen stillen, überlegten Eindruck. Seine Bildung war zwar einfacher Art, aber sein Interesse an ihrer Person tat Volante in ihrer einsamen Lage wohl. Er bot sich zu kleinen Diensten an, besorgte auch ihre Postkassen und ließ sich von ihrem Leben erzählen. Zuerst schätzte er den Kopf und machte ein ungläubiges Gesicht, wenn sie verdichtete, es ginge ihr gut, und ihr Dasein finge an, ihr wieder zu gefallen.“

Wie fragte er nach ihrer Ehe — einem wie seinen Taft mußte der Mann haben!

Eines Morgens nahm sie dem Briefträger wieder einmal selbst die Postkassen ab, darunter war auch ein Brief von Venedeman. Er schrieb, daß er sich wundere, auf seine letzte Briefsendung keine Antwort erhalten zu haben und fragte, wie es ihr ginge.

Wie wertwürdig! Sie hatte ihm doch vor acht Tagen geschrieben, ihm auch vorher Freude das Vorhandensein des ersten Gastes gemeldet — und diesen Brief sollte er nicht bekommen haben? Offenbar war er verloren gegangen. Sie wollte doch in Zukunft diese Briefe allein in den Posten tragen!

Beim Mittagsmahle erwähnte sie gegen ihren Gast diesen Brief. Sie sah es nicht, daß es plötzlich in seinen grauen Wangen aufblühte, sie wunderte sich nur, wie eigentümlich er sie, während sie darüber sprach, ansah und dann schnell sagte:

„Briefe gehen oft verloren. Es liegt Ihnen wohl viel daran, daß dieser Herr Venedeman Ihre Briefe bekommt?“

„Gewiß“, war die ruhige Antwort. „Ich danke ihm sehr viel und fühle die Verantwortlichkeit, ihm von meinem Ergehen zu berichten.“

„Beschalt?“ fragte Seebald plötzlich indiskret. „Entschuldigen Sie“, meinte Seebald und sah aus dem Fenster, „das geht mich wohl nichts an — aber eine junge, alleinlebende Frau, die mit einem jungen Herrn forre-

poniert, hat immer einen intimen Grund dazu, und das schob mir durch den Kopf.“

Das Blut Rieg Volante ins Gesicht.

„Das ist wirklich meine Sache“, sagte sie bestimmt, „aber Sie irren vollständig!“

„So, so“, bemerkte Seebald leichtsin.

Am Abend teilte er ihr mit, daß er weiterreisen wolle. In einigen Wochen käme er wieder, falls sie ihn aufnehmen wolle.

Turch diesen Entschluß war die Sache vergessen. Volante hatte, wie sie sich sagte, ja im ganzen nur Annehmlichkeiten durch den stillen Gast gehabt, diese kleine Zerkstoffigkeit mußte man wohl seiner ganzung, wie sie gute rednen. So trennten sie sich denn im besten Einvernehmen. Erst nachdem er fort war, fiel ihr ein, daß er eine merkwürdige Art gehabt hatte, sie auszufragen. Die plötzliche Stille um sie herum brachte ihr das deutlich zum Bewußtsein.

Sie vergaß es aber bald, denn eine lebende Dame mit Tochter und Junger wurden ihre Hausgenossinnen. Den ganzen Winter wollte sie bleiben, ließ es. Dortauf war glücklich, trotz der großen Arbeit und Unruhe, die diese unbehaglichen Gäste machten. Sie brachten ihr aber Geld, und die Sorgenlast begann leichter zu werden.

Auch Erben war für einige Zeit eingeleistet, er hatte framm gearbeitet und wollte sich ein wenig bei der Schwester ausruhen. Oft ging er ihr lachend zur Hand, und sein Humor tat ihr wohl. Zuweilen sah er aber auch in dumpfen Briefen da, dann mußte sie, die ungeliebte, Besichtigte seiner Liebe wohl noch nicht zu Ende.

Eines Tages sagte er:

„Nun, weißt du eigentlich, daß ich mich mit Vobard hab' fertig machen wollen — aber der nobel Herr hatte heiliger gedankt! Eine Vorkrechnung hat er mir geschickt für sein zerfallenes Gesicht — ich hab' sie bezahlen müssen. Nun tut es mir leid, daß ich ihn nicht noch ärger zusammengeschlagen hab'!“

(Fortsetzung folgt.)

mige Annahme des deutschen Vorkriegsstandes durch die energische Intervention Sonderjars als nachträglichen Einbruch hervorgerufen und wird allgemein als moralischer Sieg Deutschlands gemertet. Die einseitige Abkündigung des für die deutsche Minderheit in Oberösterreich völig untragbaren und den Tschechen schroff widerprechenden Verdictes des japanischen Berichterstatters als allgemein starken Einbruch hervorgerufen, da die Ablehnung eines Ratsberichts und damit die Anwendung der Einstimmigkeitsregel ein im Völkerbundesrat letzterer Beschl. In politischen Kreisen hat die schroffe Interventionen Handlung hervorgehoben, da nach dem Eintreten Konets und Marfinsch als feststehend angesehen wurde. Damit ist zunächst erreicht, daß die Oberösterreichfrage weiter eine noch ungelöste Aufgabe des Völkerbundes bleibt und auf der Septembertagung im nächsten das Vorkriegsproblem, möglicherweise auf Grund neuer Materialien, aufgerollt werden kann.

Frankreich und das Saargebiet.

Saarbrücken, 27. Mai.

Auf der letzten Landersatzung des Saargebietes wurde lebhaft Klage gegen Frankreich vorgebracht, und zwar wegen der Maßnahmen, die mit der Zollunion im Zusammenhang stehen, letzter Zollunion, die mit dem Friedensvertrag dem Saargebiet auferlegt wurde. Es wurde u. a. ausgeführt:

Das Saargebiet ist zwar mit Frankreich in einer gemeinsamen Zollunion, aber von französischer Seite ist ein etwas gefahren, wenn Schwierigkeiten im Saargebiet vorhanden waren, diese zu beseitigen. Es müßte also eine absolute Rücksichtslosigkeit Frankreichs festgelegt werden.

Bei dieser Gelegenheit ist festzustellen, daß dann die Unabhängigkeit des Saargebietes in der französischen Zollunion mehr gemacht würde, was ja den Intentionen des Herrn Briand in hervorragender Maße entsprechen würde. Vor wenigen Tagen habe Briand sich in Genf sehr darüber aufgeregt, daß vielleicht die österreichische Unabhängigkeit gefährdet werden könnte.

Er hätte mehr Grund, sich darüber aufzuregen, daß die Unabhängigkeit des Saargebietes gefährdet würde, denn sie werde durch viele Maßnahmen der französischen Regierung gefährdet.

Man brauche nur darauf hinzuweisen, daß vor kurzer Zeit die französische Regierung erhebliche Zollerhöhungen vorgenommen habe, die das Saargebiet sehr belasten und schädigen müßten. Es läge eine Annullierung des französischen Zollsensuriums vor, das das Saargebiet bei offiziellen Submissionen auszufüllen sei. Die Annullierung datiere vom Jahre 1922.

aber man müsse Verwahrung dagegen einlegen, daß Frankreich die Einfuhr von Erzeugnissen aus dem Saargebiet verbiete.

Denn das Saargebiet sei ja gegen seinen Willen in das französische Zollgebiet eingegliedert worden und dürfe daher wohl verlangen, daß es, wenn es alle Schäden tragen müße, auch Vorteile genießen dürfe. Das Saargebiet verlangt, daß die Abgabefür seine Waren erhalten bleibe. Frankreich habe wiederholt bei den Saarrücklieferungsverhandlungen in Paris Anträge gestellt, die das Saargebiet als Abgabegbiet für Frankreich erhalten sollten. Dem würden aber die größten Schwierigkeiten bereiten, wenn das Saargebiet denselben von dem Gesamte forderte. Man sehe also, wie mit zweierlei Maß gemessen werde.

Die internationale Arbeitskonferenz.

Die 15. internationale Arbeitskonferenz, die am 28. Mai in Genf beginnt, wird sich u. a. mit der vielumstrittenen Frage eines internationalen Wareneinkommens über die Arbeitszeit im Kohlenbergbau befassen. Es war zu erwarten, daß gerade dieses Problem in erster Linie auf die Tagesordnung gesetzt werden würde. Von vornherein ist es England gewesen, das das Zustandekommen einer internationalen Arbeitszeitvereinbarung im Kohlenbergbau befeuert hat, und auch bei der letzten Tagung der Wirtschaftskonferenz des Völkerbundes sind es vor allem die englischen Vertreter gewesen, die in dieser Richtung tätig gewesen sind.

Diese englische Haltung erklärt sich ohne weiteres daraus, daß die englische Labour-Regierung Anfang Juni nach

Ablauf des Gesetzes von 1926 auf Grund der Wahlkampfversprechungen der sie tragenden Partei die Arbeitszeit im Kohlenbergbau auf 7 Stunden nach englischer, 7 1/2 Stunden nach deutscher Berechnung verkürzen muß und deshalb das Verbot hat, vorher eine internationale Regelung der Arbeitszeit herbeizuführen, die überhalb die Arbeitszeit entweder auf das Maß der englischen oder wenigstens so weit verringert, daß die englische Arbeiterregierung auf eine geringere Kürzung als die verpönte mit Berufung auf das internationale Abkommen ihren Arbeitern schmacht machen kann. In beiden Fällen würde jedenfalls eine Beeinträchtigung der Konkurrenzfähigkeit der englischen Kohle vermieden werden. Und auf dieses wirtschaftspolitische Ziel kommt es den Engländern auch schließlich, während das sozialpolitische Ziel der Verkürzung der Arbeitszeit natürlich nur vorgegeben wird.

Es läßt sich bis auf die kleinsten Einzelheiten genau nachweisen, daß die ganze Entwicklung der Behandlung der Arbeitszeitfrage im Kohlenbergbau durch Genf in den letzten Jahren langsam aber sicher auf dieses wesentlich englische Ziel hingeleitet ist. Demgegenüber kann der deutschen Wollst die Form nicht eripart werden, daß sie die wirtschaftliche Seite der Angelegenheit, wie sie für Deutschland liegt, entweder nicht genügend gesehen oder sie nur übertragenden sozialpolitischen Erwägungen und Befürchtungen heraus nicht genügend berücksichtigt hat. Deutschland ist rein wirtschaftlich gesehen darauf angewiesen, in der Arbeitszeitfrage möglichst freie Hand zu behalten, weil sein Bergbau gegenüber dem Englands und anderer Länder durch die geologischen Verhältnisse, ungünstigere Frachtbedingungen, höhere Löhne, Sozial- und Steuerlasten sowie die Reparationslasten im Weltverkehr erheblich benachteiligt ist. Dazu kommt, daß ein internationales Arbeitszeitabkommen nur in Deutschland mit der hier üblichen Genauigkeit der Kontrolle ergriffen werden würde, während in anderen Ländern zum mindesten nicht entsprechend ausgebaute und funktionierende amtliche Kontrollrichtungen vorhanden sind und nirgends auch so darüber wachen würden. Schließlich haben Länder wie England noch die Möglichkeit, durch die Verkürzung der Arbeitszeit eintretende Erhöhung der Produktionskosten durch eine verstärkte Rationalisierung, für die es im deutschen Bergbau keine Möglichkeiten mehr gibt, sowie durch Preissteigerungen auszugleichen, die speziell England durch die enge Verflechtung seines Kohlenbergbaues und seiner Schifffahrt ermöglicht werden.

Die Haltung des deutschen Reichsarbeitsministeriums diesen englischen Bestrebungen gegenüber kann nun nicht gerade als glücklich bezeichnet werden. Das Arbeitsministerium hat sich den Engländern gegenüber nicht nur auf eine Arbeitszeit von 7 1/2 Stunden und jährlich 60 Arbeiterstunden im Steinkohlenbergbau festgelegt, sondern auch noch durch andere Zugeständnisse gebunden. Eine Reihe von Forderungen, die die deutsche Regierung ursprünglich im Sinne der wirtschaftlichen Notwendigkeiten des deutschen Kohlenbergbaues aufgestellt hatte, sind fallen gelassen worden, ohne daß man es verstanden hätte, sich dafür von englischer Seite Zugeständnisse irgendwelcher Art zu sichern. Und dabei ist das deutsche Interesse an einer derartigen Arbeitszeitregelung rein negativ, da in der Praxis keine Regelung schon deshalb zu Lasten Deutschlands gehen würde, weil die außereuropäischen Kohlenländer in sie nicht eingeschlossen werden sollten. Gerade dieser Frage kommt aber entscheidende Bedeutung zu, denn die Verdrängung der englischen Kohle zum Beispiel von amerikanischen Märkten durch amerikanische Kohle ist ein sehr wichtiger Druck auf unsere Absatzmärkte, ferner ist die Verdrängung der amerikanischen Wettbewerber aus ihren ureigenen Absatzgebieten zu werten.

Deutschland, das unter dem bereits erwähnten Druck der Reparationen steht, muß um so mehr zur Ermöglichung billiger Selbstkosten gerade in der Arbeitszeitfrage einem der wichtigsten Kostenfaktoren, freie Hand behalten, weil so wesentliche Selbstkosten wie Lohnhöhe, soziale Aufwendungen, Steuern usw. von einer internationalen Regelung unberührt bleiben sollen, so daß auf diesem Gebiet ein Ausgleich nicht geschaffen werden kann. Auch bei Erreichung eines internationalen Arbeitszeitabkommens wären die Zusichten auf eine wirtschaftliche Kohlenverfälschung keineswegs größer als jetzt. In England liegt nach wie vor die Organisation, die als Weltmarktorganisation im Vordergrund, da das englische Kohlengebiet die geschlossene Einheit des englischen Kohlenbergbaues geschaffen hat und da seine Möglichkeit besteht, den Handel in seiner Preis- und Absatzpolitik zu beeinflussen. Wenn im übrigen die deutsche Regie-

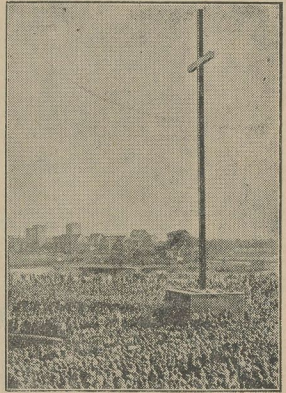
rung gehofft hat, durch Nachgeben in der Arbeitszeitfrage eine wesentliche Unterfütterung der englischen Labour-Regierung in außenpolitischen Fragen, etwa der der deutsch-österreichischen Zollunion, zu erhalten, so werden die eben in Genf eingetretenen Ereignisse diese Illusion bereits gründlich zerstört haben. Man kann nur hoffen, daß die deutsche Regierung, die zwar mit geschwächter, aber doch nicht hoffnungsloser Position zur Arbeitskonferenz nach Genf geht, noch in letzter Stunde alles tun wird, um die schwer bedrohten Interessen der deutschen Wirtschaft zu wahren.

Schlagerer-Denkmal in Düsseldorf.

Einweihung am 23. Mai.

Düsseldorf, 23. Mai.

Am Sonnabend nachmittag fand die feierliche Weile des Schlagerer-Nationaldenkmals auf der Holzheimer Heide statt, das deutsche Volksgenossen Albert Leo Schlagerer und allen denen Jüngern, die während der Jahre 1921 bis 1925 Opfer des widerrechtlichen Einmarchens in die Lande an Rhein und Ruhr wurden. Die Reichsregierung läßt sich bei der Feier durch Reichsminister Treutmann, der Reichstag durch seinen Vizepräsidenten von Kardoff vertreten.



Den Kern der Anlage des Denkmals bildet ein Gedächtnisraum unter der Erde; in schlichten Mauermaße (4,30 Meter im Quadrat und 4 Meter Höhe) in Backstein ausgemauert und mit einer flachen Kuppel gewölbt, steigt nach dem Entwurf des Bauers, Professor Dr.-Ing. Clemens Solymeyer das „mit der Scholle innig verbundene Kraftbewußtsein der Ruhrbevölkerung“ zum Ausbruch. Dem Eingang zu dieser Kammer erschließt ein weiterer, 4 Meter tief liegender Pfad, über dem ein 12 Meter breiter, halbfreis geöffneter Verbindung die Abhaltung von Gedächtnisfeier ermöglicht. Das 27 Meter hohe Kreuz aus Stahl, das aus der Gruft emporkommt, ist als Sinnbild für überdauerndes Leid gedacht. Der Sockel, auf dem das Kreuz ruht, und der in sich mit 7 Meter Breite und 4 Meter Höhe als Sarkophag ausgebildet ist, trägt nach außen die schlichten inhaltswichtigen Worte:

„Den Selben des Ruhrkampfes“.

Auf der Innenseite weist der Name „Albert Leo Schlagerer“ sinnvoll auf die besondere Bedeutung hin, die gerade dieser Pfad birgt und die in der Gruft unter dem Kreuz zum Ausdruck kommt. Auf einer mächtigen Steinplatte steht der ehrene Satz:

„Hier fiel, erschossen auf Frankreichs Befehl, am 26. Mai 1923 Albert Leo Schlagerer für Freiheit und Frieden an Ruhr und Rhein.“

Sie führen dieser Hauptinschrift erschließen auf einem Querschnitt wichtige Stichworte das allgemeine Erlebnis:

„Ihr Schreiben alterer Fragen — ihr geschäftliches Abkommen betreffend — getan hatte.“

„Was Heming front oder wurde ihm seine Güte doch mit der Zeit eine Last? Diese Frage sollte Jolanthe. Untiere Verstellungen penigen sie, und wenn sie die falschen Vermutungen aus selbst immer wieder verwarf, so blieb das Grubeln und Sinnen über sein plötzliches Verstummen doch.“

Sie merkte dabei, wieviel seine Klage und Klare Art zu sprechen ihr wert gewesen war. Das Leben erschien ihr plötzlich öde und im gewissen Sinne wertlos. Wie hatte sie sich darauf gefreut, ihm zu Neujahr die Nacht zahlen zu können! Von seinem freundschaftlichen Interesse, nahm sie eigentlich an, daß es ihm auch ergehen müßte, daß sie Güte hatte, vorwärts kam und einen Lohn ihrer fleißigen Arbeit in den Händen hielt.“

„Recht wurde ihr, der materiell verböhrnten Frau, das alles nicht.“

„Es geht dir doch gut, Anthe?“ fragte Eberle eines Abends.“

„Es haben in dem kleinen Zimmer um unteren Stock zusammen, er half ihr beim Abwickeln großer Wolle, aus der sie für eine Weile etwas zu kriegen gedachte. Sie hatte nur dieses kleine Zimmer für sich reserviert. Alle anderen waren jetzt belegt, so schränkte sie sich natürlich ein.“

„Auf seine Frage nickte sie nur, aber dieses Stiden betradachte ihn nicht. So lagte er denn nach einer Weile: „Was mein, du ließeß aber doch gumeilen den Kopf hängen.““

„Ihre fleißigen Hände glitten in den Schoß und sie leuchtete. Draußen plimmerte der Frost an den kleinen Fensterheben, eine klare, stille Kälte stand über den Eälern, weiter Schnee hätte die Natur ein. Sie fand langsam und so schloß die Fensterläden. Pflöschlich rief sie zu sich, sagte sich aber schnell und schloß eilig die Türe.“

„Was hast?“ fragte er und kam zu.“

„Es fand jemand draußen und stürzte mich an; ich muß schon an Vorkellungen glauben, aber ich bilde mir ein, es war der Seebald.““

(Fortsetzung folgt.)

Stürme des Herzens.

Roman von Hans v. Sektelhausen.

Copyright by Greiner & Comp., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

41. Fortsetzung.

„Entsetzt sah sie ihn an.“

„Ja, ja, ich habe er nicht gefunden, und frei bist du noch lange nicht — er sind immer neue Schwärzungen. Keunter hat gegen dich gehen sollen — demal hat er's getan — aber im letzten Moment — es hat ihm doch wohl das Gewissen geschlagen — er entzog sich der Sady, wiewohl plötzlich von gar nie — er ist dir es doch schuldig, schrieb er mir, der lausige Kerl!“

„In Ihren Namen sammelte es auf.“

„Was sollte er wohl gegen mich sagen, Eberle? Er kann doch nicht lügen.“

Eberle machte eine geringfügige Bemerkung.

„Der“, sagte er verächtlich.

„Eberle, so schlecht ist er nicht.“

„Du hast ihn“, rief Eberhard heraus.

„Zum meine Jolanthe, er dachte wieder an Herta, und da kümmerte sie.“

„Du solltest das liebe Christy bei den Amtsrückführer-leuten abbringen“, sagte Eberhard nach einer Weile. „Die Amtsrückführer hat an mich geschrieben, ob du es wohl tun würdest.“

Jolanthe schüttelte den Kopf:

„Ich möchte mit dir zusammen sein“, meinte sie zärtlich.

„Du fährst er frei Hand. Wir können ja auch ein gutes Stück zusammen fahren, Anthe, aber du darfst mir nicht böse sein, wenn ich diesmal den Verbotverbotverbot und Bendemann besuche. Er hat mir geschrieben, ich habe es ihm schon verprochen.“

„Eberle“, rief sie betroffen. „Was war es nur möglich, daß er jetzt recht davon zu dir sprach, nachdem ihm Kläre richtig waren? Er pflegte doch sonst alles mit mir zu bereden!“

„Er sah je so heiß und so bittend an, daß sie eine unwillige Antwort verschluckte.“

„Du, was du mir!“ sagte sie schließlich, „ich kann nicht, meine Güte brauchen mich.“

„Das sah er nicht ein und so blieb die Frage unentschieden, ob sie zu den Amtsrückführerleuten ging oder nicht.“

Einige Tage später erschien Herr Seebald wieder.

Eberle begrüßte ihn herzlich und nannte ihn den Bahnbrecher, der seiner Schwester Glück gebracht habe als erster Gast.

Seine Symptomen für den vorstichtigen Mann schwanden inoffen bald.

„Das ist ein dämlicher, heimlicher Kerl“, sagte er an dem Tag zu seiner Schwester. „Seine Augen haben durch alle Ecken und Winkel im Haus. Gehehen aber hoch, ich, wie er das Hausmübel ausfragen hat, wie er dich in der Juchsenzeit belagert hat.“ Die Weib gab ihm eine gesunde Antwort, sein'st ist so neugierig, Herr Seebald“ und ließ ihn gehen.“

Jolanthe dachte, aber Eberle war verstimmt und begann den stillen Gass zu beobachten. Der Mann war ihm unheimlich. Er tauchte überall und plötzlich auf. Wenn er mit der Schwester sprach, kam Seebald leise dazu. Gingen sie spazieren, fand er plötzlich vor ihnen, und sobald sie für ihre Zeit an. Nur die Kopfchen war er schon wie ein Hütherband — was gingen diesen Fremden die Postangelegenheiten des Hauses an? Eberle verstand sich mit dem Briefträger, daß hinter alle Postfächer an die Geschwister und die anderen Gäste an ihn abgegeben wurden.

Da lachte der Mann und meinte:

„Ich doch denk, der Herr Seebald sei der Kurator von der Frau Grandner, denn alles, was kommen tut, ist ihm arg wichtig.“

„So ein Schlicher“, murmelte Eberle. „Na, wart, dir soll die Lust dazu vergehen.“

Und doch hatte es mit dem Entzieren der Briefe nicht seine Wichtigkeit gehabt. Eine von Eberle heimlich erzwungene Antwort von Hemming, ob ihm sein Roman zum Besten kommen würde, war, was ausgeschrieben, Seebaldmann war sonst wenigstens ordentlich in der umgebenden Verantwortung aller Briefe, die von den Geschwister an ihn gingen. Auch Jolanthe wartete seit Wochen auf einen Brief, was ihr um so unangenehmer war, da sie in ihrem

leben Schreiben alterer Fragen — ihr geschäftliches Abkommen betreffend — getan hatte.“

„Was Heming front oder wurde ihm seine Güte doch mit der Zeit eine Last? Diese Frage sollte Jolanthe. Untiere Verstellungen penigen sie, und wenn sie die falschen Vermutungen aus selbst immer wieder verwarf, so blieb das Grubeln und Sinnen über sein plötzliches Verstummen doch.“

Sie merkte dabei, wieviel seine Klage und Klare Art zu sprechen ihr wert gewesen war. Das Leben erschien ihr plötzlich öde und im gewissen Sinne wertlos. Wie hatte sie sich darauf gefreut, ihm zu Neujahr die Nacht zahlen zu können! Von seinem freundschaftlichen Interesse, nahm sie eigentlich an, daß es ihm auch ergehen müßte, daß sie Güte hatte, vorwärts kam und einen Lohn ihrer fleißigen Arbeit in den Händen hielt.“

„Recht wurde ihr, der materiell verböhrnten Frau, das alles nicht.“

„Es geht dir doch gut, Anthe?“ fragte Eberle eines Abends.“

„Es haben in dem kleinen Zimmer um unteren Stock zusammen, er half ihr beim Abwickeln großer Wolle, aus der sie für eine Weile etwas zu kriegen gedachte. Sie hatte nur dieses kleine Zimmer für sich reserviert. Alle anderen waren jetzt belegt, so schränkte sie sich natürlich ein.“

„Auf seine Frage nickte sie nur, aber dieses Stiden betradachte ihn nicht. So lagte er denn nach einer Weile: „Was mein, du ließeß aber doch gumeilen den Kopf hängen.““

„Ihre fleißigen Hände glitten in den Schoß und sie leuchtete. Draußen plimmerte der Frost an den kleinen Fensterheben, eine klare, stille Kälte stand über den Eälern, weiter Schnee hätte die Natur ein. Sie fand langsam und so schloß die Fensterläden. Pflöschlich rief sie zu sich, sagte sich aber schnell und schloß eilig die Türe.“

„Was hast?“ fragte er und kam zu.“

„Es fand jemand draußen und stürzte mich an; ich muß schon an Vorkellungen glauben, aber ich bilde mir ein, es war der Seebald.““

(Fortsetzung folgt.)

„Kriegsgerichtswillig, Ausweisungen, Ausschreitungen fremder Soldaten, vielfachliche Mordfälle brauchten schweres Urteil über ein Land fälliger Recht, trotz schwerer wirtschaftlicher und sozialer Not fanden alle Soldaten der Besatzung in hebendmütigen Augen fest zum Reich.“

Auf der rechten und linken Seite des Gemäldes aber erinnern zwei weitere Steinfiguren an die 141 Todesopfer, die der Einbruch fremder Truppen in den widerrechtlich besetzten Gebieten 1921 bis 1925 gefordert hat. Mit dem Jubel von Wohnort und Tätigkeit zeigen die Namen eindringlich, wie jeder Beruf, jeder Stand beteiligt waren, wie alle Städte, Kreise und Kreise des rheinisch-westfälischen Anbaustrahls, alle Kreise des deutschen Volkes dem gleichen Schicksal unterlagen.

Der Ausbau der Anfrut zur Wasserstraße.

Im vergangenen Winter wurden an einigen Anfrutschleusen größere Ausbesserungsarbeiten ausgeführt. Man nahm die Tore heraus und erneuerte deren Holzteile. Einige Mauer mußte auch die Schleusentammer keergepumpt werden, und dann wimmelte es von Fischen in dem noch zurückgebliebenen Wasser, das nur wenige Zentimeter hoch die Sohle bedeckte. Viele, die damals diesen Arbeiten zusahen, werden nicht wissen, daß den Anfrutschleusen schon ein Alter von fast 140 Jahren zukommt. Wenn auch während dieser Zeit die Schleusen an den Schleusentoren schon öfter erneuert wurden, die Schleusen selbst und das Mauerwerk der Schleusentammern brauchten wohl, von Ausbesserungsarbeiten abgesehen, vom Neubau her noch nicht wieder erstellt zu werden. Im Jahre 1790 war mit dem Bau begonnen worden, und bereits am dritten Pfingstfesttag des nächsten Jahres wurden ein großer Lastkahn mit 1400 Zentner Fracht und zwei kleinere mit je 500 Zentner von Bottenberg abgelassen. Zwölf Anfrutschleusen hatten gebaut werden müssen, nämlich in Artern, Rittberg, Schönwerda, Köhlen, Mendelsstein, Nebra, Hohenburg, Carsdorf, Burgschleibungen, Lauda, Jeddenbach und Preßburg und dazu noch drei Saale Schleusen, in Gosfeld, Weußitz und Weßelnsfeld, und so konnte im April 1795 die Schiffahrt auf der Anfrut und Saale von Artern bis nach Weßelnsfeld freigegeben werden. Für jedes Durchschleusen wurde damals ein Schleusenlohn von sechs Groschen erhoben. Jede Schleuse folgte durchschnittlich 16000 Taler, und die Kosten für das gesamte Werk betrugen 520400 Taler. Kurfürst Friedrich August III., der Gerechtigkeit genant, der für das Werk ein ganz besonderes Interesse bezeugte, kam am 22. Juli 1795 mit seinem Gefolge in die Anfrut von Leipzig nach Preßburg, fuhr dann von hier aus die Anfrut aufwärts bis nach Artern und besichtigte jede Schleuse.

Mit dem Bau der Schleusen war zugleich eine Regulierung der Anfrut erfolgt. Die Salzdahl mußte sie an der Front bedeutend vertieft werden, da sie hier so flach war, daß man mit Leichtigkeit hindurchfahren konnte. Noch heute ist sie an dieser Stelle auf der Salzdahl Seite verhältnismäßig flach, und darum wird hier auch gern gebadet. Die bei der Verließung des Flußbettes auf der Jüßelshofer Seite gemachte Erde wurde für den gepflanzten Damm am andern Ufer verwendet. Eine ganze Anzahl von engen Fährschiffen, die der Schiffahrt hinderlich waren, sind im Laufe der Jahre beseitigt worden. Eine der letzten wurde noch im Jahre 1886 zwischen Lauda und Salzdahl am Rohnwärtershaus am sogenannten Hohn durch einen Durchstoß abgebrochen.

Wenn heute die Anfrut als Schiffsfahrstraße nur noch eine verkehrsreiche Wasserstraße. Noch in den ersten Jahren Eisenbahn und Lastauto als Transportmittel in Frage kamen, von ganz geringer Bedeutung ist, so war sie früher, ehe nach 1900 wurden jährlich etwa 380 Lastkähne (sowohl Flußkähne (der Schiffer sagt zu Berg) als auch Flußkähne (zu Tal) durch die Preßburger Schleuse hindurchgeschleppt, also täglich durchschnittlich zwei Rähne, obwohl damals die Anfrut schon länger als 10 Jahre vertieft. Nicht nur Zuckerröhren und Weizen, wie sie heute fast ausschließlich für den Rohtransport in Frage kommen, sondern auch Rohle, besonders Pressleime, Mauerleime, Holz, Sand, Kies, Schmelz, Zuder und sogar Schindeln wurden damals auf den Anfrutschleusen befördert. Auch wurden die Rähne nicht wie heute

von einem Schleppdampfer gezogen, sondern von Treidel-pfebern.

Zündapp siegt!

Auftretender Motorradpilot in der Tscheko-Slowakei. . . außer den großen Renn-Wettbewerben findet die „Große Zuverlässigkeitsfahrt für Motorräder“ steigende Beachtung. Jahr für Jahr vermehrt — erschwert — vergrößert — ist heute diese Fahrt eine ernste Probe für die Elite der Langstreckenfahrer. 1300 Kilometer Fahrstrecke — drei Etappen — Start und Ziel in Prag — fordern von Fahrer und Maschine das Alleräußerste. Zündapp holt sich Sieg und neue Ehren. Witten-zwei und Frau auf Zündapp S. 500 mit Stoße-Seitenwagen, J. von Krohn und S. Hieronimus auf Zündapp S. 300 demwärtigen die Fahrt trotz Regen, Schnee und Eis in vorzüglicher Verfassung und erlangen zwei Große Goldene Medaillen. Schon in den Jahren 1927, 1928, 1929 und 1930 siegte Zündapp in diesem Weltkampf und konnte sich dank der Wertarbeit des Münchener Werks auch in diesem Jahre freizeig behaupten.

Welche Rolle spielt die Frau als Käuferin und Konsumentin?

Diese interessante Frage wird in der neuesten Nummer der Zeitschrift der Frau „Das Heft“ ausführlich beantwortet. Die Leserin findet Berichte über die verschiedensten Ausstellungen: „Küchlein auf die Ausstellung „Die Frau im Heim, Sport, Mode, Beruf“, „Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden“, „Kunstlerinnen auf der „Großen Berliner“ und „Ausgabe über die „Deutsche Bau-Ausstellung“. Eine kleine Wanderer: „Hier hab' ich so manches liebe Mal...“ erzählt der Leserin etwas von dem Dichter des Beselbites, Franz von Dingeldey. Es folgen zwei reich illustrierte Aufsätze „Geh' in den Tierreich“ und „Die neue Wohnung“, ein Theaterbericht, die Beschreibung der neuesten Schallplatten und einige Kurzgeschichten, darunter „Ramp' um einen Anemonenfarbenen“. Außer dem Antiochier und dem laufenden Roman „Noch bleibt der Weg nach El Oro“ von Romy Kambricht findet die Leserin ernste und heitere Bilder, eine lustige Preisaufgabe und die besonders reizenden sommerlichen Bildermoden.

Stützen von einer Südländerei

5. Lissabon

Aber jede parallel laufende Höhenlinie stellt das Häusermeer Lissabons, über dem der Klang des Sirenses liegt. Wir stehen an der Meerung uneres Schiffes und gehen, während unsere „Oceana“ langsam ihren Ankerplatz aufsucht, das entzückende Bild dieser Stadt, die einst als Municipium Felicitas Julia begann und über Westgoten- und Maurenherrschaft dann im Zeitalter der großen Entdeckungen und kolonialen Eroberungen zu Macht und Reichum emporstieg. Das jüdische Erdbeben, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts mehr als die Hälfte der Stadt in Trümmer legte, hat im Bild der Stadt vieles, was aus jener Heldenzit flammte, beseitigt. Was wir heute vor uns sehen, ist das Lissabon der europäischen Neuzeit, wie es nach dem Plänen Bombals, des gemäßigten Staatsmannes Portugals, aus den Trümmern neu entstand.

Ein Gang durch die am Tejuoer gelegene Praça do Commercio mit ihren Mäuseln, Triumphtürmen und Denkmälern gibt uns dieses barocke Lissabon im Ernst. Der Platz und die ihm benachbarten Straßen sind von lautem, geschäftigem Leben erfüllt. Auffällig ist die Vielheit der Rassen, die hier durcheinanderwirlen; manches Gesicht arisanischer Prägung ist darunter. In der Bereitwilligkeit, mit der man auf unsere Fragen Antwort gibt, erkennen wir, daß das weiße Vergnügungsschiff der Hamburg-Amerika Linie — den „Schwan des Mittelmeeres“ nennt es der spanische Dampferfahrer, bei dem wir unseren ersten Entzug machen — ein bekannter und gern gesehener Gast im Lissaboner Hafen ist. Die Straßen der Unterstadt führen uns zu der zwischen den Hügeln eingeschlossenen Avenida da Liberdade, der großen palmumkränzelten Promenadenstraße Lissabons, die rechts und links Treppengassen, Seitenbahnen und Laufzüge in die Höhe führt. Ein kurzer Besuch gilt dem prächtigen botanischen Garten, von dem man einen schönen Rundblick auf das Gassengefüge der Unterstadt hat.

Dann trägt uns das Auto hinaus nach Cintra, der idyllischen, in grüne Pflanzenpracht eingebetteten Stätte, die einst Lord Byron als „gloriosen Eden“ besang. Das Wunder seiner mannigfaltigen Vegetation erschließt sich uns am reichsten in der Quinta de Monserrate, jenen Gartenwunder, das ein solcher Götter, Sir Lord Biscoe, de Monserrate, hier geschaffen. Hier züchtet



Kreuzgang im Kloster Belem bei Lissabon

Kenntnis aus der freischulischen Epoche des Mittelalters, durch kreuzförmige Bogenstellungen und Gegenstände ihrer Proportionen anhaltendsten Aufschluß über die große Vergangenheit der Welt.

An das Ritterhospital schließen sich die „Herbergen“ der verschiedenen Nationen an. In den wundervoll warmen Licht des südlichen Himmels schimmern die in unterschiedenen Sandstein gehaltenen Fassaden ernst und obern und bilden mit dunklen Fenstern zu uns herab. Es ist so, als schritten wir in den Schacht alter Zeiten hinein, so rauhlos und ernst ist es um uns. Schöne Wappen grünen in der summen Sprache ihrer Kreuze, Blumen und Schwerter zu uns herab, Schwibbögen spannen sich über uns und hert klirrt unter Schritt auf dem stolzen Mauerwerk in die fast gepenstliche Stille.

Dann geht es auf die Mauern und Bollwerke hinauf zu einem Rundgang, der uns an hochgezogenen Bastionen, an mit Pfeilen und Wappen geschmückten Toren vorbeiführt. Von fahrenden Waghedeln übermüht geht der Weg hoch über der Stadt an tiefen Burggraben und dem tiefsten Freischhof entlang, in dem die Greiter Suleimans ruhen. Von der Höhe der Mauer her gleitet der Blick über die Häuschen und Gärten des alten Lissabon, über das Judentor, das Drogen- und Zitronenbäume, Mandarinen, Oliven, Granaten, Feigen, Nüsse und Mandeln blühen und tragen Früchte; Zypressen und silbante Palmen ragen hier neben einem altägyptischen Schöpfrod, dort neben einer Windmühle oder dem Mineral einer kleinen Wölfe. So sehen wir aus Auenland und Mittelalter bei der bunten orientalischen Gegenwart aus, schreiben die von morgenländischen Leben erfüllte Barockstraße entlang in das Türkenviertel, wo pittoreske orientalische Palästen in den Höfen der Wölfechen stehen und tiefverschleierte Frauen vor dem Blick des Fremden fliehen.

Die Avenida, in die unter Wägen aus Türken- und Judenviertel sich öffnet, endet mit in... repräsentativen Regierungsgebäuden und vor allem mit dem eleganten Hotel Albergos della Roca, die wie Statuen an Rhodos machen wollen: ein Weltbau paradiesischen Stils, das das Ziel verärgert Europäer und Amerikaner werden soll, so wie Rhodos ein der Anfrutsort verwehrt Römer war, die die Insel ihres paradiesischen Klimas, ihrer reizvollen Landschaft, ihrer feinen Lebensart und bedeutenden Kunstwerke wegen aufsuchten.

Stürme des Herzens.

Roman von Hans v. Sektethausen.

Copyright by Greiner & Comp., Berlin N.W.6.

(Nachdruck verboten.)

42. Fortsetzung.

„Auch ich hab' Eberhard mit der Faust auf den Tisch. Dieser saure, überall hatte er seine Nase.“

„Entsetzt sah Jolanthe ihn an.“

„Aber Eberle, seit wann bist du Arglosler misstrauisch?“

„Acht den bin ich — er muß sein.“

„Sie verstand noch immer nicht.“

„Er belauert dich“, sagte er leiser. „Schon die Gesicht“ mit dem Kopfstein ist mir verdächtig“, und er erzählte ihr, was der Briefträger gesagt hatte.“

„Es sieht Bendeemann gar net ähnlich, überhaupt net zu schreiben, ich hab' ihm heute telegraphiert, ob er meinen Brief bekommen habe. Ich werde den Gedanken net los, der Kerl, der Eberle, hat die Antwort unterschlagen.“

„Aber aus welchem Grunde?“ fragte sie aufhorchend.“

„Das weiß ich net, aber ich fühl's.“

„Was sie noch zu reden, hörten sie draußen Stimmen.“

Eberle öffnete die Tür zum Flur, ein bärtiger Mann jagte laut:

„Net, ich geb's der Frau selber ab — und wenn sie net dahem ist, geb' ich's der Waid — Wina net, Herr Eberle.“

Eberle sprang in den Flur.

Ein Postbote stolperte in den matt erleuchteten Raum, hinter ihm lag Eberle eine Gestalt verschunden.“

„Was geh'n dem mudrigen Kerl unsere Postschaden an?“ schrie er laut.“

„Ja, ja“, meinte der Beamte und klopfte den Schnee von den Hüften, „des mein i halt an.“

Er reichte Eberle ein Telegramm und zog nach einem ordentlichen Linsglück wieder ab.“

Eberle trat in die Stube zurück und schimpfte.

Jolanthe nahm ihm die Depesche aus den Händen und öffnete sie.

Es war ein langes Telegramm von Bendeemann, das alle Vermutungen bestätigte. Er habe längst geschrieben, treue sich auf Eberles Kommando und habe ihm nachricht.

„Nun temte auch in Jolanthe der Verdacht gegen den stillen Gast — wie aber wollte man es beweisen?“

„Fort muß er“, beharrte Eberle.“

Herr Eberle mußte aber selbst Unheil wittern, denn er kam ihnen zuvor. Er schrieb noch am Abend einen höflichen Brief und landte das zu zahlende Pensionsgeld.“

„Seines Leidens ist nun nicht länger, da er in Herrn Herzogs's Salzung eine Belobigung lieh. Die Szene im Flur habe den Auslöser gegeben.“

Als sie am anderen Morgen erwachten, war er bereits abgereist, ohne seine Adresse zu hinterlassen.“

Eberle hatte den Vorfall bald vergessen, aber Jolanthe nicht. Auch Hemmings jetzt regelmäßig wieder eintreffende Briefe konnten ein Unbehagen darüber nicht ganz verdrängen. Man beobachtete sie. Weshalb das und wer hatte ein Interesse daran?

Kurz ehe Eberle nach Norddeutschland abreiste, sollte sie beide die Erklärung dafür erhalten.“

Eines Tages trat Eberhard ganz verärgert zu ihr ein. Er setzte sich, ehe er zu sprechen begann:

„Anthe, warum sollt du mir me gelagt, daß Bendeemann dieses Haus gekauft hat?“

Ihre zusammenfassende Bewegung war ihm Antwort genug.“

„Du hättest mir das sagen müssen, Anthe.“

„Aber das weiß ja nur er und ich —“ sagte sie leise.“

„D nein“, jubte er grimmig auf, „der verlossene Schwager weiß es auch — grad er, der es am wenigsten wissen muß.“

„Ihre Schwedungsangelegenheit war nun immer gelöst“, das ich hoffte, die eine ganz nette Worte von ihm herauszupressen. Nun schreibst mir dieser Lump, er ginge darauf net mehr ein, denn er hielt Schriftstücke in Händen, die gar keinen Zweifel aufkommen ließen, daß dich Bendeemann unterjüge.“

„Dadurch bestäme ja die ganze Schwedungsangelegenheit ein ganz anderes Gesicht, denn wer Geld von einem Manne annahme, läßt“ auch in intimen Beziehungen zu ihm zu.“

„Eine flammende Wöte war Jolanthe ins Gesicht gestiegen, aber sie schwieg noch immer. Sie sah Eberhard nur zu, wie er unruhig und mit zusammengelegener Stirn auf und ab ging.“

„Eberle, glaubst du das?“ fragte sie endlich geküht. „Da fiel er ihr um den Hals.“

„Anthe!“ entrang es sich ihm — „nein, nein, ich will ja net.“

„Nun, dann will ich dir die Wahrheit sagen“, und nun erzählte sie ihm, wie alles gekommen war.“

Als sie geendet hatte, sagte er sie und jagte nur höhnend:

„Was ist des doch für ein Blend, daß wir so arme Schindler sind — aber — die Briete, die Briete — der Eberle, der Lump, hat sie geholt — nun weiß ich's ganz genau. Woher hat ihn gedungen — nur so kann es sein.“

Auch Jolanthe kam jetzt die Ueberzeugung.“

„Jetzt hat meine Weise einen doppelten Zweck“, sagte er, „aber meine halbe Freude ist schon dahin — wenn man nur erst mit dem Lump auseinander wär!“

„Wein Gott, ja“, sagte sie erbländend, und blühte stark in das Licht des kleinen Kampe.“

„Barum hab' ich ihn net totgeschlagen!“ jubte er wieder auf.“

„Da freischelte sie ihn und meinte häßlich: „Das hätte dein Leben gebrochen.“

„Aber dich häßt's frei gemacht, Anthe.“

„Wir gehören doch zusammen — jetzt mehr denn je.“

„D — ich — was liegt an mir? Ich geh' doch laputt — so oder so — war seine gedrückte Antwort.“

Ihre Zärtlichkeit hellte heute seine Buge nicht auf. Da wollte sie, er bestie immer noch an Herrn. Aber nun stimmte auch sie für seine Weise, die ihr im Grunde so widerstrebe. Es muß ja Klarheit geben, so oder so. Und das war jetzt doppelt gut und notwendig.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben im Wort

Nr. 21



Unterhaltungsbeilage



1931

Detektiv- Roman von J. M. Walsh

DIE NADEL DER KLEOPATRA

Fünfte Fortsetzung

Barbara ging eine Straße hinunter, um am anderen Ende zu entdecken, daß sie vor einer hohen, unübersteiglichen Mauer stand. Sie würde jetzt nach dem Hause zurückgegangen sein, nur wußte sie die Nummer nicht und zweifelte daran, ob sie es noch erkennen würde. Sie hatte beim Kommen wenig oder gar nicht auf das Äußere geachtet und sich keinerlei Zeichen gemerkt, an denen sie das Haus in der Dunkelheit wiederfinden konnte.

Als sie sich umwandte, sah sie einen Mann auf der Straße, und es fiel ihr ein, ihn nach der Richtung zu fragen.

Sie wartete, bis er neben ihr war, und sagte dann: „Entschuldigen Sie —“ er fuhr bei dem Klang ihrer Stimme leicht zusammen — „können Sie mir sagen, wie ich nach Waterloo-Road komme?“

„Ja,“ sagte er mit seltsam verschleiertem Tone, „Sie gehen um die erste Ecke nach —“

Er brach kurz ab, und was nun geschah, kam so plötzlich, daß sie davon vollständig überumpelt wurde. Er riß sie in seine Arme, eine große Hand preßte sich auf ihren Mund, so daß sie nur einen gurgelnden Ton von sich geben konnte, und im nächsten Augenblick hob er sie auf und trug sie mit bemerkenswerter Kraft die schlechtbeleuchtete verlassene Straße hinunter.

Sie war ein kräftiges Mädchen, aber ihr gewaltames Sträuben war ganz vergeblich gegen den schraubstockartigen Griff ihres Häschers. Er trug sie so mühelos, als sei sie ein Kind.

Das Geräusch eines Autos in der Querstraße gab ihr für einen Augenblick neue Hoffnung, aber diese schwand, als sie es anhalten hörte und eine leise Stimme sich an ihren Angreifer wendete. Sie konnte nichts verstehen, denn die Unterhaltung geschah in einer Sprache, die sie nicht kannte, aber das Gemurmel der Befriedigung, mit dem der Ankömmling die Rede ihres Trägers quittierte, bedurfte keines Kommentars.

Sie wurde in den Wagen geworfen, — es war ein Salonwagen ohne Licht —, und einer der beiden Männer, welcher, wußte sie nicht, stieg zu ihr ein. Kurz bevor der Wagen geöffnet worden war, hatte man ihr ein Taschentuch um den Mund gewickelt, so daß sie nicht schreien konnte. Dann wurden ihr in der Dunkelheit, während der Wagen polterte und schwankte und aus einer Straße in die andere bog, um endlich Waterloo-Road zu gewinnen, die Handgelenke und Füße gebunden, und sie wurde auf den Boden gelegt. Danach stieg der Mann aus und setzte sich zu dem Führer.

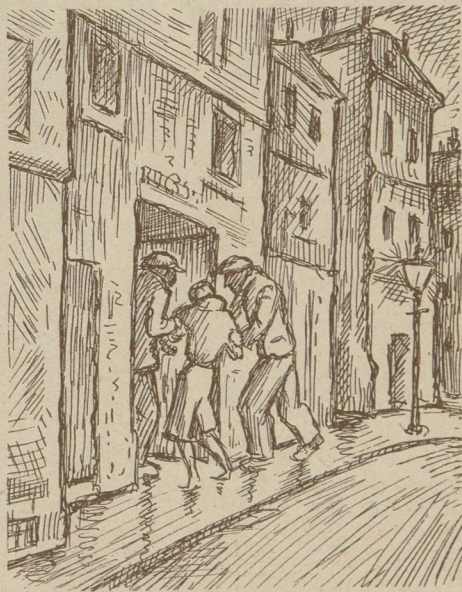
Von Zeit zu Zeit vernahm sie ein unverständliches Gemurmel von ihrer Unterhaltung. Straßenlaternen huschten vorbei, und dann und wann schienen sie eine Weile zu ihr herein, wenn der Wagen an einer Straßenkreuzung hielt.

Endlich war es ihr gelungen, sich zu einer sitzenden Stellung in die Höhe zu arbeiten, und sie fand, daß sie mit ausgestrecktem Halse gerade noch durch die Scheibe an ihrer Seite sehen konnte. Aber das war nur von geringem

Nutzen; es war draußen ganz dunkel, so daß sie nicht erkennen konnte, durch welchen Teil Londons sie fuhren. Die Art, wie sie in den Wagen geworfen und während der Fahrt noch gebunden worden war, hatte sie verwirrt gemacht, so daß sie nicht einmal sagen konnte, ob sie auf der Waterloo-Road nach Norden oder nach Süden eingebogen waren. Sie wußte auch nicht, ob das überhaupt etwas ausmachte, denn sie konnte sich nicht denken, daß ihre Freunde durch irgendeine Verkettung von Zufällen auf ihre Spur geraten könnten. Selbst Bruce Cardigan mit dem ganzen Apparat des Gesetzes, der ihm zur Verfügung stand, war kaum imstande, etwas für sie zu tun. Bis zum Morgen würde sie niemand vermissen, vielleicht konnte es sogar bis Mittag dauern, wenn Bruce nicht etwa vorher bei ihr anlautete. Es war eine geringe Chance, aber es war die einzige Hoffnung, die sie hatte. Ihre Widersacher hatten also zwölf bis fünfzehn Stunden Spielraum, in denen sie mit ihr machen konnten, was sie wollten.

Merkwürdig genug war es, daß sie sich nicht fürchtete. Seit sie versprochen hatte, Cardigans Frau zu werden, war ihr alle Furcht vergangen. Sie war ärgerlich und verdrießlich über die Leute, die sie entführt hatten. Aber Furcht um ihr Schicksal fühlte sie nicht.

Einmal sah einer der Männer zurück, und da er sie sah, eine undeutliche Gestalt, im Zwielicht in einer gezwungenen Stellung hockend, sagte er etwas zu seinem Genossen. Der tat ebenfalls einen Blick über die Schulter, und dann lachten beide.



Zwischen den Beiden kam Barbara, halb getragen, halb auf den Füßen, durch das Tor des Hauses.

Sie merkte, daß sie sich über irgendeine Kleinigkeit ihrer augenblicklichen Erscheinung amüßigten, und ihr Aerger wuchs, als sie sich so niederträchtig verhöhnt fühlte. Was wollten sie von ihr? Was hatten sie mit ihr vor? Sie hatte keine Abnung, was hinter allem steckte.

Endlich blizten Lichter auf, und der Wagen fuhr langsamer, allerdings nur kurze Zeit. Jedoch vermochte sie in dem Augenblick das Auftauchen eines Glockenturms festzustellen, und hinter ihm die weiße Schrift auf blauem Grunde und den großen roten Ring einer Untergrundstation. Sie fing nur die vier ersten Buchstaben des Namens auf, als der Wagen schnell vorüberfuhr, aber die genügte. C L A S. Das konnte vielleicht Clapham-Common heißen. Ja, gewiß, die Common-Station. Sie wurde dessen ganz sicher in den nächsten Minuten, als sie über Clapham-South hinausfuhr. Also fuhren sie nach Süden. Wohin nach Süden? Espom? Vielleicht Dorling? Was hatte das zu bedeuten?

Niemand konnte ihr folgen, niemand konnte sie finden gegen den Wunsch ihrer Hächer. Trotzdem veranlaßte sie eine Art Selbsterhaltungstrieb, weiter auf die Untergrundstationen achtzugeben. Einige, die in der Richtung lagen, vermißte sie, bis ihr einfiel, daß sie auf der anderen Straßenseite gelegen seien, und von da an bemühte sie sich, nach beiden Seiten zu beobachten. Morden war die letzte Station, die sie sah. Sie waren am Ende des Untergrundsystems angelangt und fuhren immer noch südlich.

Der Wagen hielt plötzlich an, so plötzlich, daß sie vorwärtsgeheulert wurde und mit der Stirn gegen den Vorderfuß schlug. Die beiden Männer stiegen aus, und sie blieb eine Zeitlang allein. Sie waren jedoch nicht weit gegangen, denn sie konnte durch die offene Tür das leise Gemurmel ihrer Stimmen hören.

Sie kamen schnell zu ihr zurück, der Führer stieg ein, während der andere im Dunkel verschwand. Der Wagen wurde angekurbelt und von der Straße abgewendet. Sie fuhren eine Weile in langsamem Tempo, augenscheinlich auf einem schlechthaltigen Wege. Barbara fühlte bei jeder Drehung der Räder einen Stoß.

Ein Pfiff ertönte laut und schrill, und der Führer drehte seinen Scheinwerfer an. Scharf und klar sah sie in dem blendenden weißen Licht ein Tor, daneben den anderen Mann, dahinter eine Masse von Buschwerk, aus dem die Dachrinnen eines alten verwitterten Hauses hervorragten.

Der Wagen hielt dicht vor dem Tor, das sich jetzt geöffnet hatte, und der Mann trat auf den Wagen zu. Er riß die Tür auf, beugte sich über Barbara und machte sich an den Fesseln um ihre Fußgelenke zu schaffen. Er löste sie, und sich über sie beugend, ergriff er sie am Arm.

„Steigen Sie aus!“ sagte er mit einem Kehltone, und zerrte sie auf die Füße. „Bleiben Sie stehen!“ fuhr er fort, als sie sich wieder auf der sicheren Erde befand. Der Führer kletterte aus dem Wagen und betrachtete sie neugierig. Der andere löste auch die Fesseln ihrer Handgelenke und entfernte den Nebel.

„Es wird Sie niemand hören, wenn Sie schreien,“ sagte er. „Wir sind weit genug von der Hauptstraße entfernt. Aber“ — er machte eine warnende Pause — „es wird Ihnen auch nichts nützen, wenn Sie Lärm machen.“

„Lassen Sie mich gehen,“ verlangte sie, als er wieder ihren Arm ergriff. „Wie können Sie es wagen, mich anzurühren? Was bedeutet diese Gewalttätigkeit?“

„Das werden Sie bald erfahren,“ sagte er sanft. „Es ist hier draußen kalt,“ fügte er erschauernd hinzu. „Jetzt gehen Sie ruhig vorwärts. Ich werde Sie führen.“

Sie versuchte, seine Hand von ihrem Arm abzuschütteln, aber er faßte von neuem zu, mit einem Griff wie aus Stahl, und als sie versuchte, sich zu sträuben, ergriff der Wagenführer ihren anderen Arm. Zwischen den beiden kam sie, halb getragen, halb auf ihren Füßen, durch das Tor des Hauses. In dem Gebäude war kein Licht, und als eine Tür geöffnet wurde, traten sie in bodenlose Finsternis.

Der Wagenführer ließ ihren Arm los, und sofort wurde die Dunkelheit vom Licht einer Taschenlampe durchdrungen. Es beleuchtete den Platz nur undeutlich, so daß sie nichts darüber erfuhr, wo sie eigentlich war; sie konnte nur eben sehen, wohin sie ihre Füße setzte.

Dann wurde die Tür eines Zimmers geöffnet, und sie wurde hineingeschoben. Eine Kerze in einem alten Leuchter stand auf einem Tische aus rohem Holz, und einer der Männer riß ein Streichholz an und entzündete sie.

„Sie werden hier eine Weile bleiben,“ sagte der Mann, der bisher gesprochen hatte. „Dann werden wir zurückkommen und mit Ihnen reden.“

Es war ihr im Augenblick ein angenehmer Gedanke, in dem Zimmer allein zu bleiben, aber sie wurde geschwind eines besseren belehrt. Der Führer des Wagens ging fort, aber der andere setzte sich im Schatten an der gegenüberliegenden Seite des Zimmers neben ein Bett, das sie eben bemerkt hatte, und überließ es ihr, sich einzurichten, wie es ihr gefiel.

Als die Tür hinter dem ersten Manne zugefallen war, setzte sie sich sofort hin. Sie fühlte sich sehr ermüdet, sehr krank und sehr verlassen. Sie versuchte, durch die Dunkelheit das Gesicht ihr gegenüber zu erspähen, aber er hatte den Platz gut gewählt. Sie konnte nicht einmal gerug erkennen, um sagen zu können, ob das Gesicht ihr bekannt war. Es fiel ihr jetzt mit Schrecken ein und erhöhte ihre Spannung, daß sie den ganzen Abend hindurch nicht imstande gewesen war, auch nur einen Blick in die Gesichter der beiden Kerle zu tun.

„Warum werde ich hier festgehalten?“ fragte sie in die Dunkelheit, nicht weil sie eine Auskunft erwartete, sondern weil die Stille und die Unbeweglichkeit des Mannes ihr unerträglich wurden. Zu ihrer Ueberraschung antwortete er ganz höflich.

„Das wird Ihnen zur gehörigen Zeit eröffnet werden. Aber haben Sie keine Angst. Wir meinen es nicht böse mit Ihnen.“

„Sie meinen, daß mir hier kein Leid geschieht?“
Der Mann nickte. „Es wird Ihnen kein Leid geschehen,“ sagte er gleichmütig. Dann, nach einer Pause, fügte er hinzu: „Vorläufig.“

Die finstere Andeutung des letzten Wortes sandte einen eisigen Schauer in ihr Herz.

28. Kapitel.

Unterhaltung.

„Vorläufig,“ rief Barbara. „Was soll das heißen?“
Trotz der Beherrschung, die sie zu zeigen sich bemühte, konnte sie nicht verhindern, daß ihre Stimme zitterte.

„Das hängt alles davon ab,“ kam die Stimme aus dem Dunkel, „wie Sie sich mit uns auseinandersetzen werden.“

„Auseinandersetzen mit Ihnen? Wie kann ich mich mit Ihnen auseinandersetzen? Ich weiß nicht, was Sie wollen.“ Ihre Stimme hatte sogar für ihre eigenen Ohren etwas hysterisch Erregtes; dem andern mußte es so vorkommen, als ob sie dicht vorm Zusammenklappen wäre. Er erhob sich halb von seinem Sitze, dann ließ er sich zurück-sinken, als habe er es sich anders überlegt.

„Wir werden es Ihnen erklären. Wir brauchen Ihre Unterstützung,“ sagte er barsch. Dann fügte er in sanfterem Tone, wie um ihre Angst zu besänftigen, hinzu: „Beruhigen Sie sich. Es ist keine Gefahr, kein Anlaß zur Aufregung, wenn Sie sich vernünftig benehmen. Wir sind Ihre Freunde, darum wollen wir Ihnen viele Sorgen ersparen, solche Sorgen, wie sie eine reiche Frau hat.“

Sie glaubte, er wolle einen törichtigen Wit machen, und wartete auf das nachfolgende Gelächter; aber es kam keins. „Meine Freunde werden Sie das teuer bezahlen lassen,“ versicherte sie. „Sie wissen nicht, in welche Gefahr Sie sich begeben.“

„Ihre Freunde werden Sie nicht finden. Sie werden gar nicht wissen, wo Sie geblieben sind. Vor dem Morgen wird man Sie nicht vermissen. Damit haben wir gerechnet. Bis dahin werden wir erledigen, was wir uns vorgenommen haben.“

Ihr sank das Herz, denn ihr Verstand sagte ihr, daß der Mann die Wahrheit sprach.

„Auf was warten Sie denn noch?“ sagte sie trotzig. „Warum spielen Sie diese Posse nicht weiter, damit wir zu Ende kommen?“

„Darüber habe ich nicht zu bestimmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Rosen in der Pfingstnacht / Skizze von F. Stoll

Vor einem Jahre in der heiligen Pfingstnacht, als die lauen, würzigen Lüfte strömten und kein Schlummer über die Augen der Menschen kommen wollte, als die Nachtigallen schlügen und schlügen und ihr Lied nicht enden konnten vor sehndem Jubel, als die Brunnen so feierlich rauschten und raunten und der heilige Gottgedanke das nächtliche Himmelsgewölbe durchstrahlte, hatte eine unbekannte Hand einen Strauß wundervoller Rosen vom Garten her in das offene Fenster des jungen Gelehrten gestellt. Wohl war Friedrich Bernhauser, der zu jener Stunde gedankenverloren an seinem Arbeitstische saß, das seine Geräusch zum Bewußtsein gekommen, aber er stand erst auf, als er den plötzlichen, starken und süßen Duft spürte, und konnte so den Rosenspender nicht mehr entdecken, obwohl er sich weit aus dem Fenster beugte und noch lange, hinter dem Vorhang versteckt, in den vom Mondlichte hell überfluteten Garten hinauslief. Doch nichts zeigte sich mehr. Nur die Büsche flüsternten geheimnisvoll und regten sich leise im rieselnden Nachtwinde, da und dort sang ein Vogel im Traume oder huschte irgendein Nachttier durch die taufunkelnden Gräser und die Sterne glitzerten hoch am Himmel gleich uralten, ewig unveräußerlichen Riesengeschmeide. Allein der starke, würzige und fast betäubende Duft erzählte von einem lieben Menschen, dessen Herz bedacht war, zu erfreuen, sich selbst aber geflüsterlich verbarg. — Erst als der Mond hinter den Bäumen versunken, trat Bernhauser vom Fenster zurück, nahm die prachtvollen Rosen und stellte sie liebevoll in eine schöne, geräumige Schale. — Lange lag ihm jene Stunde in der Pfingstnacht im Sinne, als hätte sich durch diese herrlichen Rosen ein Blick angefangen. Aber es ereignete sich nichts und da der gütige Spender sich so sorgsam verborgen hielt, konnte auch er nicht forschen und fragen, ohne vielleicht eine Ungeheuerlichkeit zu begehen oder die geheimnisvolle Hand ungewollt zu beleidigen. So versiegte der Quell der Erwartung allmählich, wie der Sommer in den Herbst überfließt und in der öden Starre des Winters versiegt, wenn auch der Anblick schöner Rosen in dem ganz für sich lebenden Gelehrten immer wieder die Erinnerung an jenen herrlichen Strauß von unbekannter Hand erweckte. — Als die Pfingstzeit abermals leuchtend und blütenüberschüttet ins Land zog, und Wunder über Wunder sich von Himmelstrand zu Himmelstrand schlangen, als wollten sie in mächtigem Ansturm die ganze Sternentüppel überwogen, besiel Bernhauser eine bebende Unruhe. Die große Arbeit, in der er sich seit Monaten vertieft, wollte nicht mehr fließen, er baute Pressblöcke in sein Werk, die er zwar als Marfsteine gesteigerter Anruhe erkannte, aber beim bewußten Ausmerzen doch immer nur durch neue, trozigere ersetzte. Eine lähmende Erschlaffung breitete sich über sein Sinnen und Denken. Die Ideen zerfloßen ihm unter der Feder, ja oft schon im Auftauchen, und zeigten nur für eine Atemspanne ihre Leuchtkraft. Allmählich begann er an sich zu zweifeln. Man überschätzte ihn wohl und spannte den Bogen seiner Leistungsfähigkeit zu hoch und zu weit. — Am Pfingstsonnabend hatte er einige Freunde bei sich. Stille, bescheidene, in sich zurückgezogene Menschen wie er. Sie ergingen sich in tiefen Gesprächen, musizierten ein wenig und trennten sich nicht lange vor Einbruch der Dämmerung. Bernhauser begleitete sie ein Stück und kehrte dann in sein Heim zurück. Als seine Hand schon nach dem Knopf griff, das elektrische Licht im Arbeitszimmer einzuschalten, erinnerte er sich plötzlich der wunderbaren Rosen vom Vorjahre und ließ die Hand sinken. Leise rückte er sich einen Sessel hinter den Vorhang des offenen Fensters und sah verstohlen hinaus in die milde, düsterdurchrommene Frühlingsnacht. Die Grillen zirpten in der Ferne, im Garten sang eine Nachtigall und ihre süßen, zaubergewaltigen Melodien tropften selig in das tiefe, balsamische Rauschen des alten Brunnens. Der Himmel spannte sich wie hellblauer Samt über die geheimnisvolle Stille, deren beglückende Heiligkeit in allen Fasern der Geschöpfe sang. Es war so feierlich, daß man glauben konnte, die Sterne wandelten ihren unendlichen Reigen mitten durch die Menschenbrust, und Friedrich Bernhauser versank völlig in die Zauberwebenheit der Frühlingsnacht. — Plötzlich berührte ihn ein fremdes, seines Geräusch. Er erhob sich vorsichtig und lauschte. Ein zarter, behutsamer Schritt huschte über den Kiesweg, verharzte

einige Augenblicke und kam näher. Bernhauser klopfte das Herz, und nach abermaliger Pause wurde wieder ein Rosenstrauß auf das Fensterbrett gelegt. Aber ehe die fremde Hand sich lösen konnte, hatte sie der Gelehrte bereits ergriffen und hielt sie fest. Ein leiser, erschrockener Aufschrei. Er beugte sich aus dem Fenster und sah in zwei große, leuchtende Frauenaugen.

„Verzeihen Sie,“ sagte er leise, „daß ich so keck zugriff — aber ich durfte die Spenderin dieser herrlichen Rosen nicht ein zweites Mal für ein abermaliges langes Jahr entwischen lassen! So schön es ist, sich nach einem Menschen zu sehnen — so süß ist es aber auch, diesen Menschen wenigstens zu kennen!“

Das junge Ding suchte sich erst seiner Hand zu entwenden, blieb aber, als dies nicht gelang, still und ergeben stehen.

„Und da ich Sie nicht hereinbitten kann zu mir,“ fuhr Bernhauser fort, „muß ich schon bitten, zu Ihnen hinauszudürfen! Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie hier auf mich warten? Ich will nur die Rosen rasch ins Wasser stellen. Bitte, erfüllen Sie mir doch diesen Wunsch!“

„Ja — ich werde warten!“

„Hier unter meinem Fenster — oder tiefer im Garten?“

„Im Garten, an der Säule hinter dem Brunnen!“

„Vielen Dank!“

Er drückte rasch einen Kuß auf die schmale, weiße Hand und trat dann eilig zurück. Nach wenigen Minuten bog er um den Brunnen und sah das junge Mädchen träumerisch an der Säule lehnen.

„Es ist herrlich, daß ich Sie heute nicht verkannt habe!“ grüßte er. „Ich wußte nicht und hoffte nicht einmal, daß dieser Rosenstrauß von zarter Hand kam — aber ich habe viel und oft an den Spender gedacht!“

„Und doch,“ entgegnete sie, „habe ich den Strauß im vorigen Jahr nicht auf Ihr Fensterbrett gestellt!“

Bernhauser sah sie erstaunt an. Es ging ein maienfrischer Duft von ihr aus, wie sie so neben ihm durch den buschigen Park schritt.

„Aber diesmal,“ lächelte er ein wenig ungläubig, „waren Sie es bestimmt!“

„Ja, das kann ich nicht leugnen, Herr Doktor! Wenn es mich auch in den Augen der anderen lächerlich macht!“

„Lächerlich?“ wiederholte er verwundert. „Und in den Augen der anderen?“

„Es ist so!“ bekannte sie. „Sie kennen vielleicht die alte Sage vom Rosenstrauß in der heiligen Pfingstnacht?“

„Nein! — Ich habe nie davon gehört!“

„Nun — als diejenige, die das Spiel verloren hat, kann ich sie Ihnen ja erklären. — Wir sind fünf Freundinnen und stammen von weit her. In unserer Heimat stellen die jungen Mädchen den jungen Männern, die als etwas weltabwesend gelten, in der heiligen Pfingstnacht heimlich einen Rosenstrauß in das Fenster. Wer angesehen wieder entkommt, heiratet noch in diesem Sommer. Wer aber dabei ertappt wird, kann noch lange, lange warten!“

Bernhauser blieb stehen, denn das Licht des aufgehenden Mondes fiel gerade auf ihr schönes, von dunkeln und vollem Haar umrahmtes Gesicht.

„Und hat sich der Brauch an Ihrer Freundin vom vorigen Jahre bewährt?“

Sie senkte das Haupt, daß der Mondenstimmer eine funkelnde Perlenkrone in ihr Haar flocht.

„Ja —,“ hauchte sie, „Elisabeth ist glückliche Frau und Mutter!“

„Und Sie müssen noch lange, lange warten?“

„Ja — das muß ich!“ gab sie leise zurück.

„Das ist nicht ganz richtig, liebes Fräulein!“ erwiderte Bernhauser. „Sie vergessen, daß Sie nur erwischt wurden, weil ich auf Sie lauerte! Es traf also eine sehr wichtige Voraussetzung nicht zu!“

Sie sah ihn überrascht an.

„Und darf ich jetzt auch ein wenig Prophet sein, mein Fräulein?“

„O — was sollte ich dawider haben!“

„Ich erkenne einen Mann, der Sie längst im Stillen beobachtet und in sein Herz geschlossen hat. Er ist nur ein wenig

unbeholfen und konnte sich den Weg zu Ihnen nicht einfach bahnen. Da mußte das Glück schon etwas nachhelfen. Sie begegnete ihm jeden Tag an der Nepomukbrücke und er wußte keine höhere Seligkeit, als Ihnen in der heiligen Pfingstnacht, in all dem Zauber, der über Natur und Menschheit flutet und rauscht und lockt, sagen zu dürfen, daß er Sie, und nur Sie, als die Seine fürs Leben heimführen möchte! — Ich weiß nicht, ob Sie ihn auch so beachtet haben, wie er Sie — und es könnte ja sein, daß Sie noch lange, lange Zeit brauchen, um sich klar zu werden, ob Sie ihm einen Korb verabreichen — oder Ihr Herz schenken wollen!

Sie stand über und über in Blut gebadet und wußte keine Antwort. Das Herz schlug ihr in der Kehle und ihr Atem ging schwer und tief.

„Wissen Sie, wen ich meine, Fräulein Maria?“ fragte er endlich leise.

„Ja, Herr Doktor!“ hauchte sie und die Augen, die sie zu ihm erhob, waren feucht und voll großer, erschrockener Seligkeit.

Da nahm er überwältigt ihre Hände und drückte sie an seine Lippen.

„Hören Sie, wie die Nachtigallen jubeln? Keine Sommer- nacht ist so gottdurchhaucht, so von Wunderströmen durchflutet, wie diese! — Ich will Sie nicht überreden, Fräulein Maria, denn dies wäre die größte Sünde, die ich mir denken kann! Nur Ihre Zunge möchte ich lösen, daß sie frei und ohne Rücksicht aus Ihrem Herzen reden kann! — Darf ich die Blut-jener Rosen als die Sprache Ihres Herzens deuten?“

Mit einem leisen Aufschrei sank sie an seine Brust und bot ihm den roten, taufrischen Mund zum ersten, von unbeschreiblichen Wonnen durchzittertem Kusse.

Vor der Hochzeit / Skizze von Raguhild Svenssen

Sie gingen ein wenig verstimmt über ihren Wanderweg, der so schön begonnen. Fern den großen Straßen einer neuen Zeit hatten sie alte, zerfallene Wege aufgesucht, längst verwehete Tritte, kleine Waldpfädchen, bald zwischen düsteren Tannen hin- führend, bald durch lichte Wiesentäler geleitend. Das Thema war wie immer die Hochzeit gewesen. Sie waren beide eltern- los, beide durch ein hartes, bitteres Leben gegangen und es war ihnen wie wenigen gelungen, sich einen festen Platz im Leben zu erobern. Benedikt Sterndeuter schrieb die größten und wunderfamsten Bücher seiner Zeit. Marie-Elisabeth malte. Diese unmachahmliche Art zu malen, hatte Benedikt, den Ein- samen und Verschlissenen, zuerst hinschauen lassen nach der Frau. Später bemerkte er, daß außer dieser Kunst noch viel Schauenwertes um die bedeutende Frau atmete: er sah ihre Schönheit und die ernste Tiefe ihrer Augen, lernte ihre Seele kennen und — sie zu lieben. — Sie wollten heiraten. Seit langem schon arbeiteten sie zusammen. Benedikts Feder erlebte in genialen Worten die Schönheiten eines Landes; Marie-Elisabeths Pinsel erfaßte mit tiefer Einfühlung jede Eigenart des Niedergekehrten, seine letzte Ausdeutung. Die Buchhändler legten diese letzten Werke mit besonderer Ehrfurcht vor den Käufer hin, unter deren Titel in seltener Einheit zwei bedeutende Namen dicht beieinander standen. Waren sie so inner- lich eins bis ins Letzte, warum waren sie es nicht äußerlich?

„Es wird eine bedeutende Hochzeit geben,“ munkelten die Kellamemente, die Reporter der großen Zeitungen, die Kameramänner, „Bestessen im ersten Hotel der Weltstadt, Trauung mit großem Gepränge, Ansprachen usw. usw.“

Benedikt Sterndeuter schüttelte den Kopf. Es war wahr: er stand mitten im Leben der Gegenwart. Die Menschen hatten ein Recht auf ihn bekommen, weil sie seine Bücher kauften, lasen und mit der gleichen Inbrunst verstanden, mit der er sie gab. Das dankte er ihnen. Aber hatten sie denn ein Anrecht auf den einzigen Tag, der ihm gehörte, ihm und Marie-Elisabeth? Nein! Diesen einen Tag wollte er für sich haben und für seine — Frau.

Benedikt blieb hochatmend stehen. Zugleich hielt Elisabeth an und sie sahen sich an.

„Wir könnten einfach ins Ausland reisen —“ meinte er hilflos, „Italien — die Schweiz — Spanien —“

Sie entgegnete nichts. Aber Benedikt wußte, daß sie niemals diesen Vorschlag annehmen würde. Einmal hatte sie ihm gesagt, daß sie nur auf deutschem Boden einmal Hochzeit halten wolle. Und könne! Da blieb er wieder stumm und sprach nichts weiter davon. Sein Blick verwandelte sich. Mit großem, heißem Glänzen schaute er Marie-Elisabeth an.

„Tharandi, Elisabeth!“ sagte er, während er mit dem Stock auf den Wegweiser deutete, „in fünf Minuten hast du meinen Geburtsort!“

Sie schritten eine Weile schneller aus, damit sich der Wald lichte und das Dorf sichtbar werde. Elisabeth-Marie hatte erwartet, das Dorf im Tal zu finden. Aber es kletterte mit seinen Fachwerkhäuschen wie ein kletterndes Kind gar wunderbar am Felsen, dessen höchsten Gipfel die Burg krönte. Von einem Felsenvorsprung schaute das Kirchlein und, als hätte sie um

den seltenen Besuch gewußt, es hub Glockengeläute an. Obwohl Benedikt wußte, daß es Pfingstvorabend war, träumte er sich den Glockenfang einzig zu seiner Ehre.

„Höre nur, Marie-Elisabeth, die helle da, die mit dem listigen und lebhaften Stimmlein, taufte man Sankt Brigitta. Jemandem Großer von der Burg her hatte sie gestiftet. Und nun die Große, die Düstere, wir hatten als Kinder stets Angst vor ihr, wenn wir verbotenweise in den Glockenturm kletterten, Angst wohl mehr vor ihrem Namen als vor ihrem Klang, denn sie hieß Alexander, und dieser Name wurde vordem nie im Dorfe gehört. . . . schau, wie schön die Kirche ist — — reiner Barockstil — —“

Ohne eine Zwischenrede zu tun, hörte die Frau zu. Ihrem entzückten Blick tat sich die Kindheitswelt Benedikt Stern- deuters auf. Sie stieg hinter Benedikt den steilen Gehpfad zur Kirche und Burg hinan. Sie kletterten durch Schluchten, von wildblühenden Bäumen eingezäunt, über sich das Beiern der vorfestlichen Glocken. Bei der Kirche blieben sie stehen und sprachen einen alten Mann an, der am Felsgeländer lehnte und verjonnem ins Tal starrte.

„Was mit der Burg sei? Nein, die sei schon längst nicht mehr Privateigentum. Der Staat habe sie als Jugendburg eingerichtet, nebenher sei ein Gasthof im altdeutschen Stil ge- währt. Ja, die Herrschaften könnten sich das einmal ansehen! Das sei schön geblieben . . .“

Stillschweigend, wie verabredet, stiegen die Brautleute den letzten Weg. Ueber die Hänge zu beiden Seiten des Weges fällt Schlehborn. In einem Strom weißglühender Blüten gleitet die Straße dahin. Entzückenden Kastaden gleich fluten schimmernde Sternchen zum Weg, breiten zarte Hochzeitschleier über die grünsamte Herrlichkeit des Raines. Um die nahen Berge legt sich der feine, schieferblaue Dunst, der sich für einen kommenden, schönen Tag verbürgt. Am eisenberankten Torbogen weicht der Schlehborn. Weißer und dunkelroter Flieder löst ihn ab. Der Burgbrunnen rieselt, und die alte Beschliefkerin öffnete die Gaststubentür und hält Ausschau, wer da zum Pfingstfest käme . . . und es war wie im Märchen! — Es war aber die alte Medtild, wie Benedikt Sterndeuter drinnen in der kühlen Dämmerung der Burgstube erfuhr, die ihn zur Taufe getragen und seiner Mutter das letzte Kleid an- gezogen hatte. Und der alte Pfarrer Rottegger lebte noch, der ihm den Namen Benedikt gegeben und Sankt Brigitta und den Großen Alexander läuten ließ zu seinem ersten Feste . . . Als die Alte nach langem, verjonnemem Gespräch, bei dem sie auch den Namen Sterndeuter zärtlich aussprach, um das Abend- brot ging, schaute Benedikt Sterndeuter seiner Braut in die ersten Augen und sie sah darin schon das, was seine auf- geregte Freude, sein überstarkes Erleben noch nicht auszusprechen magte, sah und erfaßte es mit dem feinen Instinkt der Frau. Ehe er nach Worten suchen mußte, lächelte sie ihm zu und sagte: „Was meinst du, Benedikt . . . hier, wo dein Sein begann und in vorbestimmte Bahnen gelenkt wurde, ist der richtige Platz für unser Fest! Wir wollen — o, du wirst es so gern wollen — hier Hochzeit halten! Vierzehn Tage nach Pfingsten!“

Neubrauer Anzeiger

Curtius übt Stimmhaltung.

Die Schlüsselrolle des Völkervertrates.

Genf, 24. Mai.

Die Schlüsselrolle des Völkervertrates begann mit der Erörterung des Berichtes über die Öffnung der Rüstungen. Der Bericht berücksichtigt im wesentlichen die bekannten Vorschläge der englischen Regierung und befragt, ob die an der Abrüstungskonferenz teilnehmenden Staaten eingeladen werden, Mittelungen über ihren Rüstungsstand an Hand des englischen Vorschlags dem Generalsekretariat des Völkervertrates zur Weiterleitung an die Abrüstungskonferenz vorzulegen.

Die deutsche Delegation hat entsprechend ihrer grundsätzlichen Einstellung in der Abrüstungsfrage nicht in der Lage, diesem Bericht zuzustimmen.

Der deutsche Außenminister Dr. Curtius begründete seine Stimmhaltung mit folgenden Ausführungen:

„Ich habe schon häufig dargelegt, daß es die Absicht der deutschen Regierung war, durch die Aufstellung eines allen wesentlichen Rüstungsfragen umfassenden Fragebogens der Konferenz ein vollständiges und übersichtliches Bild der gesamten auf der Welt vorhandenen Rüstungen zu verschaffen. Ich habe auch darauf hingewiesen, daß ein solches vollständiges Material über die vorhandenen Rüstungen für die Konferenz nach meiner Ansicht unbedingt notwendig ist, einerseits, ob sie sich an die Konventionenstufen halten will oder nicht.“

„Ich kann es nur auf das schärfste bedauern, daß an den uns vorliegenden Berichtsentwurf in Anlehnung an einen stark unfruchtlichen Vorentwurf es unerläßt, dafür Sorge zu tragen, daß der Konferenz bei ihrem Zusammenritt das für ihre geschäftlichen Arbeiten erforderliche Material vollständig zur Verfügung steht. Ich fürchte, daß in den Augen der öffentlichen Meinung der Konferenz damit ein schlechter Dienst erwiesen ist.“

Jedermann wird sich fragen, welche Gründe denn die Staaten veranlassen, von den Personalbeständen, die ihnen bei einem Kriegsausbruch zur Verfügung stehen, nur einen kleinen Bruchteil und von dem vorhandenen Landkriegsmaterial überhaupt keine Ziffern, nicht einmal die Zahl ihrer schweren Geschütze und ihrer Tanks bekannt zu geben, ehe sie sich an den Verhandlungstisch setzen, um im gegenseitigen Einverständnis über die Herabsetzung ihrer Rüstungen zu beschließen.“

Nachdem die wichtigste schon behandelten Vorschläge des britischen Vertreters in den Bericht nicht restlos aufgenommen sind, ist es mir als deutschen Vertreter nicht möglich, einen Bericht anzunehmen, der wesentliche Rüstungselemente beiseite läßt und so wenig dem Grundgedanken des Artikels 8 der Satzung entspricht, wo es heißt, daß die Staaten sich „in offener und vollständiger Weise“ ihre Rüstungselemente anzeigen haben. Auf der anderen Seite will ich jedoch nicht zugeben, daß die Ablehnung des Berichtes das Zustandekommen der erforderlichen Einstimmigkeit zu verhindern und damit eine, wenn auch unzureichende Maßnahme zur Durchführung der Entschlossenung des Rates vom 24. Januar d. J. unmöglich zu machen. Ich ersinke mich daher der Stimme.“

Die deutschen Minderheiten in Polen.

Nach Erledigung der Abrüstungsfragen im Völkervertrat übergab Dr. Curtius den Vorfall an Henderson und gab eine Erklärung zur Behandlung des polnischen Berichtes über die Durchführung der vom Rat beschlossenen

Maßnahmen zur Erleichterung der Lage der deutschen Minderheiten in Polen ab. Er erklärte u. a.: Der polnische Bericht sei nicht, wie Polen aufgetragen worden sei, eine entsprechende Zeit vor Zusammenritt der Konferenz eingereicht worden, er habe den Bericht erst am Dienstag dieser Woche erhalten. Curtius erklärte dann weiter: „Ich bin besorgt nicht in der Lage gewesen, den Bericht so eingehend zu prüfen, wie es meiner Verantwortlichkeit entsprach.“

Ein abschließendes Ergebnis am Grund dieses Berichtes der polnischen Regierung ist meines Dafürhaltens noch nicht möglich. Eine Übersicht über den Bericht ergibt, daß noch eine ganze Reihe von Zweifelsfragen des sorgfältigen Studiums und der Einsicht in das Material bedürfen. Insbesondere glaube ich, heute schon feststellen zu können, daß das Ziel, das durch den Ratsbeschluss vom 24. Januar erreicht werden sollte, nicht erreicht und daß die Wiederherstellung des Vertrauens der oberösterreichischen Bevölkerung, insbesondere der Minderheit noch nicht herbeigeführt worden ist.“

„Ich glaube daher, heute noch nicht zu einem abschließenden Ergebnis kommen zu können, und bitte deshalb, die Beratung der Angelegenheit auf die Ratstagung im September zu verlagern.“

Nach den Erklärungen von Dr. Curtius fand eine bewegte Aussprache statt. Der Vertreter Polens, Sotal, beran an Stelle des gleichfalls in der Saale vertritt, erklärte, daß er den deutschen Vorkonferenzantrag kategorisch ablehne. Die polnische Regierung habe loyal und gewissenhaft die ihr auferlegten Verpflichtungen des Völkervertrates erfüllt. Der Bericht des japanischen Berichterstatters stelle ausdrücklich fest, daß eine wesentliche Entspannung und ein entscheidender Fortschritt in der Lage in Oberösterreich eingetreten sei.

Der Vertreter Frankreichs, Staatssekretär Poncet, lehnte jedoch den deutschen Vorkonferenzantrag ausdrücklich ab. Der Hinweis von Dr. Curtius auf das vergrößerte Eintreffen des Berichtes der polnischen Regierung sei nicht haltbar. Dem Antrag auf Abschluß der Aussprache schloß sich der südlawische Außenminister Marintowitsch an.

Dr. Curtius

erklärte darauf, er könne die Auffassung der französischen Regierung in seiner Weise teilen, daß eine vierstellige Frist zur Prüfung des polnischen Berichtes genüge. Es handele sich in dieser Frage um eine Angelegenheit, die weit über den Rahmen der normalen Ratsberichte hinausgehe. Der Rat habe der polnischen Regierung zweierlei Maßnahmen auferlegt: 1. Strafmaßnahmen, 2. Entschädigungsverfahren. 3. Stellungnahme zu den Vermittlungen über die indirekte Verantwortlichkeit der polnischen Regierung für die Vorfälle in Oberösterreich. Er sei nicht in der Lage, sämtliche Einzelheiten zu prüfen, an denen nicht vorbeigegangen werden könne. Die deutsche Minderheit in Oberösterreich sei in den genannten Verfahren nicht beteiligt und habe keinerlei Anspruch auf Zutritt zum Bericht. Es sei die Frage, ob die deutsche Minderheit bereits über den Bericht der polnischen Regierung in Kenntnis gesetzt sei. Dr. Curtius erklärte, er könne im gegenseitigen Augenblick kein abschließendes Urteil darüber abgeben, ob tatsächlich, wie die polnische Regierung behauptet, die vom Völkervertrat an Polen gestellten Forderungen vollständig durchgeführt worden seien.

Schwere polnische Angriffe.

Es kam dann zu schweren Angriffen des Polen Sotal

gegen Dr. Curtius. Sotal erklärte, Dr. Curtius scheine den Bericht der polnischen Regierung in allen Einzelheiten zu prüfen, der Vorkonferenzantrag sei daher völlig unbegründet. Er protestierte aufs Schärfste gegen eine Bekanntgabe des Berichtes der polnischen Regierung an die Minderheit in Oberösterreich. Der Bericht sei nur für den Rat bestimmt. Die Zweifel von Dr. Curtius an einer in Oberösterreich bereits erfolgten Befriedigung seien durch die Feststellungen des Berichtes des japanischen Berichterstatters zertrütert.

Er müsse dringend vor einer Vertagung warnen, da dadurch gefährliche Folgen eintreten würden. Die polnische Regierung lehne im Falle einer Vertagung ausdrücklich die Verantwortung für neue Irrtümern in Oberösterreich ab.

Dr. Curtius antwortete sofort, er habe erwartet, daß die polnische Regierung für den deutschen Vorkonferenzantrag im Hinblick auf den außerordentlich verpönten Eingang des polnischen Berichtes Verständnis haben würde. Die deutsche Regierung werde selbstverständlich während der Zwischenzeit keinerlei Verschärfung der Lage zulassen.

Der Völkervertrat nahm den deutschen Antrag auf Vertagung der Prüfung des polnischen Oberösterreich-Berichts am 29. September einstimmig an.

Die Vertreter der französischen und der polnischen Regierung erklärten, sie hätten sich gegenüber ihrer Opposition gegen den deutschen Vorkonferenzantrag zurückgezogen, da Henderson in seiner Eigenschaft als Vizepräsident die einstimmige Annahme des deutschen Antrages gewünscht habe.

Henderson gegen Polen.

Henderson erklärte, er empfinde weitestgehende Sympathie für den deutschen Standpunkt. Die polnische Regierung sei durchaus zu loben, daß sie diesen Bericht so spät eingereicht habe, und könne nicht ermahnen, daß der Rat in einer so schwierigen Angelegenheit in kürzester Frist einen Beschluß fälle. Dr. Curtius sei durch die Leitung der Ratstagung sowie durch die Verhandlungen im Europa-Anschluß so überlastet gewesen, daß es unmöglich die notwendige Zeit habe finden können, den polnischen Bericht zu prüfen. Er selbst habe erst am 24. Mai von dem Völkervertrat in einer so wichtigen Angelegenheit jetzt bereits eine endgültige Entscheidung treffen dürfen. Er lehne jedoch auf das nachdrücklichste auch die Erklärung der polnischen Regierung ab, daß sie jetzt bereits die Verantwortung für die Folgen eines Vertagungsbeschlusses ablehne. Die polnische Regierung dürfe sich unter keinen Umständen der Verantwortung entziehen. Die Vertagung der Oberösterreich-Frage auf den September erscheine daher unbedingt notwendig.

Henderson erklärte sodann als Präsident des Rates, er nehme an, daß sein Vorkonferenzantrag auf keinerlei Widerstand stoße und ging sodann zum nächsten Punkt der Tagesordnung über.

Diese unerwartete Wendung tief im Saale größte Ueberraschung hervor.

Die Annahme des deutschen Vorkonferenzantrages durch den Rat führte sodann zu einem polnischen Gegenzug. Der polnische Vertreter beantragte unverzüglich Vertagung der Frage der Zulassung zu den deutschen Minderheitenklausulen in Oberösterreich mit der gleichen Begründung, wie sie Dr. Curtius vorgebracht hatte. Er habe keine genügende Zeit gehabt, das für die deutsche Minderheit ausgefallene kürzliche Gutachten des hiesigen Gerichtshofes zu prüfen.

Der Verlauf der Verhandlungen des Völkervertrates in der oberösterreichischen Frage und die unerwartete einstimmige

Stürme des Herzens.

Roman von Hans v. Herethausen.

Copyright by Greiner & Comp., Berlin W 13 6. (Nachdruck verboten.)

40. Fortsetzung.

Seine eigene Leistung hatte sie angewidert. So las sie die Briefe, die er ihr geschickt hatte, wie ihr ganzer Körper erzitterte. Welche Kraft war Leben trat und anderen von ihr sie so heiß ersehnt, die Freiheit seiner Einsicht zu sein.

„Nicht wollte nicht in den Nachbarn Mund nicht auf. Niemand zu Gregor Sommer einmal in der dann kam sie.“

„Und als sie Herr brauchen sein, und sagte hierher gewiesen, Pension nehmen.“

„Das war der Sie einigen lieb. Er nahm ein anpruch.“

„Ich bin, er sei.“

gewählt, um sich hier in der unvergleichlichen Natur zu erholen.

„Nur ging ein jeder still seines Weges, dann ergab es sich von selbst, daß sie die Nachbarn mitbringen teilten, wobei manches gesprochen wurde. Herr Seebald machte einen stillen, überlegten Eindruck. Seine Bildung war zwar einfacher Art, aber sein Interesse an ihrer Person tat Yolante in ihrer einsamen Lage wohl. Er bot sich zu kleinen Diensten an, besorgte auch ihre Postkassen und ließ sich von ihrem Leben erzählen. Juxtafremd schüttelte er den Kopf und machte ein ungläubiges Gesicht, wenn sie versicherte, es ging ihr gut, und ihr Dasein finge an, ihr lieber zu gefallen.“

„Wie fragte er nach ihrer Ehe — einen wie seinen Takt mußte der Mann haben!“

„Eines Morgens nahm sie dem Briefträger wieder einmal selbst die Postkassen ab, darunter war auch ein Brief von Wendemann. Er schrieb, daß er sich wundere, auf seine letzte Botschaft keine Antwort erhalten zu haben und fragte, wie es ihr ginge.“

„Wie merkwürdig! Sie hatte sich doch vor acht Tagen geschrieben, ihm auch vorher Freunde das Vorhandensein des ersten Gotes gemeldet — und diesen Brief sollte er nicht bekommen haben? Offenbar war er verloren gegangen. Sie wollte doch in Zukunft diese Briefe allein in den Kasten legen.“

„Wenn Mittagsmahlzeit einwirkte sie gegen ihren Gast diesen Vorfall. Sie sah es nicht, daß es plötzlich in seinen grauen Augen aufblitzte, sie wunderte sich nur, wie eigenartig er sie, während sie darüber sprach, ansah und dann schnell sagte: „Briefe gehen oft verloren. Es liegt Ihnen wohl viel daran, daß dieser Herr Wendemann Ihre Briefe bekommt?“

„Gewiß“, war die ruhige Antwort. „Ich danke ihm sehr viel um Hilfe die Notwendigkeit, ihm von meinem Ergötzen zu berichten.“

„Weshalb?“ fragte Seebald plötzlich indiskret. „Entschuldigen Sie“, meinte Seebald und sah aus dem Fenster, „das geht mich wohl nichts an — aber eine junge, alleinlebende Frau, die mit einem jungen Herrn forre-

poniert, hat immer einen intimen Grund dazu, und das ist mir durch den Kopf.“

„Das Blut stieg Yolante ins Gesicht.“

„Das ist wirklich meine Sache“, sagte sie bestimmt, „aber Sie irren vollständig!“

„So, so“, bemerkte Seebald leichtfin.

„Am Abend teilte er ihr mit, daß er weiterreisen wolle. In einigen Wochen käme er wieder, falls sie ihn aufnehmen wolle.“

Nach diesen Entschluß war die Sache vergessen. Yolante hatte, wie sie sich sagte, in im ganzen nur Unwohlsein durch den Hülen Gast gehabt, diese kleine Zerklüftung mußte man wohl seiner ganzen Bildung gut rechnen. So trennten sie sich denn im besten Einverständnis. Erst nachdem er fort war, fiel ihr ein, daß er eine merkwürdige Art gehabt hatte, sie auszufragen. Die plötzliche Stille um sie herum brachte ihr das deutlich zum Bewußtsein.

„Sie verzog es aber bald, denn eine lebende Dame mit Tochter und Junger wurden ihre Hausgenossen. Den ganzen Winter wollte sie bleiben, ließ es Yolante war glücklich, trotz der großen Arbeit und Unruhe, die diese unbehaglichen Gäste machten. Sie brachten ihr aber Geld, und die Sorgenlast begann leichter zu werden.“

Auch Geerte war für einige Zeit eingekerkert, er hatte kramm gearbeitet und wollte sich ein wenig bei der Schwester ausruhen. Es ging er ihr lauchend zur Hand, und kein Summe tat ihr wohl. Juxtafremd sah er aber auch in dumpfen Brühen da, dann wußte sie, die ungeliebte, Geschichte seiner Liebe war noch nicht zu Ende.

„Eines Tages sagte er: „Anthe, weißt du eigentlich, daß ich mich mit Vothar hab' küssen wollen — aber der tolle Herr hatte keine Geduld, eine Botschaft hat er mir geschickt für ein zerklüftes Gesicht — ich hab' sie bezaubert müssen. Nur tut es mir leid, daß ich nicht noch ärger zusammengeschlagen hab'!“

(Fortsetzung folgt.)

